

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Die Mensur	79
Die Jahrhundert-Ausstellung. Von Karl Scheffler	88
Humberts Tagebuch. Von Bernard Gantier	95
Fragmente. Von Chamfort und Heys	100
Goethe auf dem Fest	104
Deutsche Anleihen. Von Labou	110
Theater. Von M. A.	114

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1906.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemäßem Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

==== **An- und Verkauf von Grundstücken** ====

9-4 Uhr.

Carlton Hotel Astoria
Restaurant früher König
Berlin
Unter den Linden 32.



Regie des Tabacs =====
===== **de l'Empire Ottoman.**

Nur die Cigaretten und Tabake der
Kaiserlich Türkischen Tabak-Regie

bieten die absolute Garantie der Echtheit.
Man verlange dieselben in allen besseren Handlungen Deutschlands.
Engrosverkauf: Berlin SW., Kochstr. 8.

**Hervorragendes Tafel-
und Gesundheits-Wasser**

Namedy
Sprudel

Mineral-Quelle bei Andernach a. Rh.

Berlin, Quitzow-Str. 56/58. (Tel. II, 1144).



Berlin, den 21. April 1906.

Die Mensur.

Der zwölfte Apriltag, in diesem Jahr die dies indulgentiae, der Tag des Abendmahls und der Fußwaschung, brachte dem Oesterreich und Ungarn einstweilen noch gemeinsamen Minister für Auswärtige Angelegenheiten das folgende Telegramm: „Im Augenblick, da ich, mit Genehmigung Ihres Allergnädigsten Herrn, dem Grafen Welserdsheim das Großkreuz des Rothten Adlerordens übersende, zum Dank für seine erfolgreichen Bemühungen in Algerias, drängt es mich, Ihnen von Herzen aufrichtigen Dank zu sagen für Ihre unerschütterliche Unterstützung meiner Vertreter, eine schöne That des treuen Bundesgenossen. Sie haben sich als brillanter Sekundant (so stand es in den Zeitungen; in der Depesche selbst hoffentlich: als brillanten Sekundanten) auf der Mensur erwiesen und können gleichen Dienstes im gleichen Fall auch von mir gewiß sein. Wilhelm I. R.“ Im Gedächtniß des Deutschen, der diese Sätze las, regte sich die Erinnerung an die Depeschen, die der Präsident der Südafrikanischen Republik, der Prinz-Regent von Bayern und die Grafen zur Lippe-Biesterfeld einst empfangen und deren Wirkung in Jahren emsigen Mühens kaum wegzutilgen war. Der Oesterreicher dachte zunächst wohl der Rede, die der Deutsche Kaiser vor neun Jahren in Budapest gehalten hat. Da wurde Trinyi als Vertreter der ritterlichen Magyaren vorgeführt; Trinyi, der Kroat aus dem altslavischen Geschlecht der Subic, also ein Sproß des Stammes, der seit Jahrhunderten von den Magyaren ausgebeutet und geknechtet wird. Da wurde gesagt: „Die begeisterte Hingebung für Euer Majestät, Dessen bin ich gewiß, lodert auch heute in den Herzen der Söhne Ar-

pads, wie damals, als sie Eurer Majestät großer Aehnlichkeit zuriefen: *Moria-mur pro rege nostro!* Die von Wilhelm citirten Worte waren nie gesprochen worden; der Magyarenzorn hatte sich gegen das „ungerechte Beginnen eines neidvollen Feindes“ (Fritzens von Preußen, Herr Kaiser) in einer andern kuchenlateinischen Phrase schnell ausgetobt. Und Maria Theresia hatte nicht „begeisterte Hingebung“ gefunden, sondern war zuerst einem Versuch politischer Erpressung ausgesetzt und wurde, trotzdem sie mit kleinen Konzessionen nicht knauserte, in der Noth von den Ritterlichen dann doch im Stich gelassen. Die Rede hat, weil sie den Hochmuth der Magyaren steigern mußte, den alten Franz Joseph arg verstimmt. Ost mag er in der ruhelosen Zeit, die bald danach anbrach, sich ihrer erinnert haben; und er hat, unter veränderten Umständen, die „begeisterte Hingebung“ der Arpadsöhne nun just so schätzen gelernt wie seine „große Aehnlichkeit“. Vor den Betheiligten, hieß es 1897 in der wiener Hofburg, spricht ein Souverain nicht öffentlich über das Verhältniß eines fremden Volkes zu seinem König. Jetzt hat der Deutsche Kaiser über die internationale Politik des in eine Lebenskrisis gelangten Habsburgerreiches öffentlich ein Urtheil gefällt. Die Wirkung der budapester Rede war unerfreulich; das Telegramm vom Gründonnerstag wird länger und schlimmer nachwirken.

Zuerst der Adressat. Graf Agenor von Goluchowski, Sohn des im tar-nopoler Jesuitenkonvent erzogenen Ministers, der das Adel und Klerus begünstigende Oktoberdiplom empfahl, dreimal Statthalter in Galizien war und, als Vorkämpfer polnischer Größe, seit fünf Jahren in Lemberg ein Denkmal hat. Agenor sils war in Bukarest mit Herrn von Bülow zusammen, der ihn eigentlich also kennen mußte. Als Graf Kalnofy, weil er (im Streit Banffy-Agliardi) den Vatikan geärgert hatte, gehen mußte, wurde zu seinem Nachfolger Graf Goluchowski berufen. Damals, im Mai 1895, sagte ich hier, der Dreibund sei, trotzdem man noch leugne, gelockert: Bismarck beiseitigt, Crispi am Schandpfahl, Kalnofy, der den schwächlichen Sprößling einer Nothehe über die Kinderkrankheiten hinweggepflegt habe, durch Goluchowski ersetzt, „einen strenggläubigen Polen und halben Pariser, der eine Tochter Joachims Murat zur Ehe hat.“ Er hat den Bündnisvertrag mit dem Deutschen Reich erneuert, doch zugleich dafür gesorgt, daß die Fortsetzung dieses Verhältnisses in das Belieben der wiener Herren gestellt ist. Seine Leistung, sein Stolz ist die entonete mit Rußland (Besuch Franz Josephs in Petersburg, Nikolais, später Lamsdorffs in Wien, endlich das kürzesteger Programm). Auch gegen ein wieder erstarktes Rußland braucht Oesterreich heute keine Affekuranz mehr; und seitdem ist der deutsch-österreichische Vertrag, der ihm diese Sicherheit schaffen

folgte, werthlos geworden. Wenn Oesterreich nahe Kriegsgefahr droht, kommt sie aus dem albanischen Gebiet; und der Einfall, deutsche Truppen könnten mit österreichischen gegen Italien marschiren, dünkt manchen gegen Visconti-Benosta wüthenden Urteutonen vielleicht göttlich schön, jeden mündigen Politiker aber kindisch. Graf Goluchowski ist also von dem Pfad Andrassys und Kalnokys abgebogen und hat sich nie als einen Freund Deutschlands gezeigt. Ist mit einem Fuß übrigens schon aus dem Bügel. Deutsche und Tschechen trauen ihm nicht, die Ungarn wissen, daß sie seinem Rath Tisza und andere Bitterniß zu danken haben, und der alte Kaiser, dem er seit Szjells Ministertagen fast immer falsche Wege empfahl, duldet ihn wohl nur noch, weil Greise sich schwer an neue Gesichter gewöhnen. Fällt er jetzt bald, dann wirkt die Entlassung wie eine ins berliner Schloß adressirte Unfreundlichkeit. Sollte Wilhelm ihn halten? Aehrenthal, der wirkliche Schöpfer der entente, mit der Goluchowski sich brüstet, wäre uns nicht unbequemer. Und kein Mittel konnte untauglicher sein als das gewählte. Erlebt der Minister die Delegationen, so wird er den Vorwurf hören, daß seine Politik fremdem Interesse dienstbar sei. Wenn ein Schwarzalb ihn mit neuer Schwierigkeit ängsten wollte, brauchte er dem Träumenden nur die Ahnung solchen berliner Dankes ins Hirn zu raunen. Ein für die internationale Politik eines Reiches verantwortlicher Minister, dem ein fremder Souverain öffentlich für geleistete Dienste dankt, muß seinem Kaiser und seinen Landdeuten verdächtig werden. Fazit: Stürzt Goluchowski, dann spötteln tausend Zungen über den Fürsten, der ihn so laut gefeiert hat; bleibt er, dann muß er beweisen, daß ihn das Lob nicht verleitet, die Geschäfte des Deutschen Reiches zu besorgen. In jedem Fall ist ihm die Arbeit erschwert.

Nach dem Adressaten der Inhalt. Graf Welserheims, der Oesterreich-Ungarn in Algiras vertrat, hat das Großkreuz des Rothen Adlerordens bekommen. Wird sich dieser crux aber gewiß nicht freuen. Sie erschwert ihm den Aufstieg zu den Höhen der Diplomatie. Wo man ihn vorschlägt, in Madrid und Rom, Petersburg, Paris oder London, würde es heißen: Wilhelms Günstling? Lieber, bitte, einen Anderen! Der Kaiser konnte warten; bis zum Ordensfest ist viel vergessen. Nein: noch vor Ostern mußte das Verdienst belohnt werden. Laut wird auch gesagt: „Zum Dank für seine erfolgreichen Bemühungen in Algiras“. Nur sein Kaiser hatte ihn, der nur Oesterreichs Interesse wahrnahm, zu danken. Ist in Berlin unbekannt, daß drüben eine besonders in Böhmen mächtige Partei entstanden ist, die Oesterreich in ein Vasallenverhältniß zum Deutschen Kaiser bringen möchte? Daß diese Partei in der Hofburg mehr gehaßt und gefürchtet wird als die Sozialdemokratie

und die wildesten Mannen Apponyis? Daß die Hoffnung, ihr den Zugang abzuschneiden, die Bedenken gegen die Gewährung des Allgemeinen Wahlrechtes verschleucht hat? Und ist's bekannt: mußte dann nicht schon der Schein einer Ingerenz und jede Möglichkeit der Deutung gemieden werden, das Reich muthe dem älteren Nachbar eine Dienstleistung zu? „Im gleichen Fall können Sie gleichen Dienstes auch von mir gewiß sein“: diese lordiale Wendung (an der interessant ist, daß sie den Kaiser, dem die Verfassung in Friedenszeit jedes ungedeckte Handeln versagt, mit dem verantwortlichen Minister eines anderen Monarchen in Parallele stellt) hilft nicht über den Eindruck hinweg, daß Oesterreich eine Handlangerrolle angezogen war. Nicht Unparteiischer, wie jede in Marokko nicht politisch oder wirthschaftlich engagirte Großmacht, soll es auf der Konferenz gewesen sein, sondern Sekundant; und über die Art, wie es mit dem Sekundärprügel umgegangen ist, wird ihm eine Osterreichsur ausgestellt. Eine gute; doch wer loben darf, hat auch das Recht zum Tadel. Kann eine Großmacht gern dulden, daß ein ausländischer Fürst ihr Handeln öffentlich censirt? Muß ihr Unbehagen nicht noch ärger sein, wenn das Urtheil von dem Fürsten kommt, den eine starke Volkssticht sich als Schirmherrn gegen Magnaren und Czechen, gegen Priester und Erzherzoginnen herbeiwünscht? Sprächer der Brauch internationaler Höflichkeit nicht dagegen, so hätten die Wiener geantwortet: Wir müssen Dank und Lohn artig, aber entschieden ablehnen; denn wir haben nicht pour le roi de Prusse gearbeitet, sondern gethan, was im Interesse der unabhängigen Großmacht, die wir betreuen, nöthig erschien.

Sie hätten die Wahrheit gesagt. Als die summa laus auf den wiener Ballplatz flog, stand Goluchowski's Kollege Bourgeois auf der Tribüne des Palais Bourbon und sprach: Das Bewußtsein, als unparteiische Wahrer aller erworbenen Rechte in einem Schiedsgerichtshof zu sitzen, a suggère d'heureuses formules de conciliation notamment aux délégués de l'Italie, des États-Unis et de l'Autriche-Hongrie. Er durfte so sprechen. Oesterreich hat uns nicht größeren Dienst geleistet als den Franzosen (wer den deutschen Anspruch berechtigt fand, müßte sogar sagen: Geringeren) und Herrn von Radowiz durchaus nicht „unerschütterliche Unterstützung“ gewährt. Weder in der Bank- noch in der Polizeifrage. Die Unerschütterlichkeit wäre erst zu erproben gewesen, wenn Deutschland seine Forderungen aufrechterhalten und mit seinem Veto den Zweck der Konferenz vereitelt hätte. Das geschah nicht; und Oesterreich blieb in bequemer Lage. Die einzige (sehr ferne) Möglichkeit, die es zu fürchten hatte, war ein Angriffskrieg gegen Deutschland, der Franz Joseph zur Nobilmachung verpflichten konnte. Diese Möglichkeit (die aber wirk-

lich nur Kinder (schreckte) schwand völlig, wenn flinke Agentenkunst beiden Parteien annehmbare Veröhnungformeln fand. Da konnte Graf Welseröheim nützen. Er hat die Vorschläge gemacht, die unsere Vertreter, um den Schein starrer Beharrlichkeit zu wahren, nicht selbst machen konnten. Die mit seinem Namen gezeichneten Formeln brachten uns aber keinen Sieg, sondern ermöglichten nur einen geordneten Rückzug. Mit der Organisation der Bank und der Polizei kann Frankreich, trotzdem es, for show, Kleinigkeiten konzedirt hat, zufriedener sein als Deutschland. Wann brillirte denn der Sekundant? Dazu hatte er gar keine Gelegenheit. Die Sache lag ungemein einfach. Jedernicht blinde österreichische Diplomat konnte das Ziel des Handelns niemals verfehlen. „Wir sind Frankreich nicht verpflichtet, brauchen es nicht direkt, möchten aber gut mit ihm stehen. Wird die Konferenz gesprengt, dann bleibt uns nur die Wahl, Deutschland allein zu lassen oder uns, fern von allen übrigen Großmächten, zu dem einsamen Freund in den kalten Winkel zu stellen; und dann könnte der uns (schon wegen der Czechen) sehr unbequeme Bündnißfall doch eines Tages gegeben sein. Das müssen wir vermeiden. Also Deutschland da helfen, wo solche Hilfe den Franzosen nicht schaden kann; ihnen vielleicht sogar Vortheile sichert, die ohne behutsame Vermittlung nicht einzuheimsen wären. Ein deutscher Zuwachs an Macht und Prestige wäre, weil er im Sinn unserer von der Slavenfluth bedrängten Deutschen die attraktiva des Nachbarreiches stärken würde, uns un bequem; ist hier aber nicht zu fürchten. Das Gold einer Rückzugsbücke gleißt nicht lockend. Wenn die Westmächte, mit denen Kaunitz uns zu rechnen rich und die einst ein Erbe vergeben werden, im Wesentlichen ihren Willen durchsetzen und Deutschland die Ehre rettet, haben wir, was wir uns wünschen.“ Dieser Kalkul war selbst für einen Goluchowski nicht allzu schwierig.

Und nun der Dank vom Haus Hohenzollern. Oesterreich ein Verdienst zuerkannt, das es sich nicht erworben hat, auch gar nicht erwerben wollte. Das Bischen Agenturgeschäft in so fetter Schrift annoncirt, als sei nicht „ohne Obligo“ leis vermittelt, sondern eine Konjortialbetheiligung übernommen worden (an die in Wien kein Mensch dachte). Fazit: Der alte Kaiser ist mißvergnügt, weil die Politik seines Reiches als gegen die Westmächte dem Interesse Deutschlands dienstbar hingestellt wird, weil sein kurzfristiger Diener, den er vielleicht morgen wegschicken wollte, vom fremden Herrn überreichliches Lob empfängt und weil Schoenerers Mannschaft die Hände reibt; die „im Reichsrath vertretenen Königreiche und Länder“ und erst recht die Ungarn empfinden die Nebenrolle, für deren gewissenhafte Durchführung der gekrönte Kritiker ihre Reichsbehörde lobt, als eine Schmälerung großmächtigen Ansehens;

den Deutschen, die, seit es den Polen in Rußland besser, in Preußen schlechter geht, allein von allen Stämmen noch an dem Bündnißgedanken hängen, wird durch den imperatorischen Eingriff die Pflege dieses Gedankens erschwert.

Das ist noch nicht Alles. Wenn die kleinste Gefälligkeit so dick unterstrichen wird, scheut nächstens wohl Jeder solches Risiko. Wozu sich der Gefahr aussetzen, in einen Gegensatz gebracht zu werden, den man zu meiden bemüht war? Auch wurde die Depesche ja nicht nur in Wien gelesen. Wo uns Feinde wohnen, hieß es: Hört Ihr den arbiliter mundi? Seit Bonaparte entfrönt ward, sprach Keiner so, hat Keiner so Lob und Rüge, Bligen gleich, über die Erde gesät. Das Lob gilt diesmal den Oesterreichern, die Rüge natürlich Italienern und Russen. Den römischen Staatsmännern wird gesagt: Was Ihr uns sehen liehet, war nicht „eine schöne That des treuen Bundesgenossen“; und wenns zum Streit um Albanien kommt, sollt Ihr mich an Oesterreichs Seite finden. Den russischen: Dankbarkeit trägt Ihren Lohn in sich und Undank weckt Feindschaft; jagts Cureau Nikolai. Deutsche Preßpolitiker waren so unklug, die Richtigkeit dieser Auffassung zu bestätigen und stolz zu künden, der Kaiser habe Italien Treulosigkeit, Rußland Undankbarkeit vorgeworfen. Dann hätte er, selbst wenn die Anschuldigung begründet wäre, nicht weise noch nützlich gehandelt, nicht nach den Regeln internationalen Herrscherverkehrs. Ist sie aber begründet? Italien hat gethan, was es thun mußte. Am zwanzigsten Januar, als die Vertreter der Großmächte in Algésiras noch die Koffer auspackten, sagte ich hier, der Minister Littoni sei gefallen, weil er sich zu tief mit Minghettis Schwiegersohn eingelassen hatte, und sein Nachfolger, der Marchese Di San Giuliano, ein Feind Oesterreichs, habe in der Konferenzdelegation Littonis Better Silvestrelli durch Visconti-Venosta ersetzt. „Der wird, steht im Lokalanzeiger, die Interessen des Dreibundes wahrnehmen. Ganz sicher? Er hat unter Ricasoli und Lanza, doch auch unter Di Rudini gedient, für den Dreibundvertrag, doch mit größerem Eifer für die Verständigung mit Frankreich gewirkt, zu deren Vätern er, mit Rudini und Brinetti, gehört. Merkwürdig war, was nach der Ernennung des neuen Delegirten geschah. Di San Giuliano rief seine Votschafter aus Berlin und London (nur sie) nach Rom; ad audiendum verbum, daß Italiens internationale Politik fortan eine andere Richtung wähle? Und Marchese Emilio Visconti-Venosta, ein siebenundsiebzigjähriger Herr, dem ein langer Umweg im Winter doch kein Vergnügen bereiten kann, fuhr von Rom nach Algésiras über Paris, wo er mit Rouvier konferirte. Die Gefahr eines Konfliktes zwischen Deutschland und Frankreich: und der Vertreter einer dem Deutschen Reich gerade für solchen Fall verbündeten Großmacht fährt

nach Paris, um Informationen über die Lage einzuholen. Die Franzosen waren entzückt. In Berlin hat man sich längst schon gewöhnt, über so seltsame Dinge nicht laut zu reden. Wer den Traum vom Dreibund nun noch weiterträumt, darf beim Erwachen nicht über Kopfschmerz klagen." Jeder konnte den Verlauf der Dinge voraussehen. Italien hat sich mit Großbritannien, dessen Flotte ihm die Küste schützen soll, und mit Frankreich, ohne das seine BIRTHSCHAFT nicht gedeihen kann, verständigt und hätte wider Vernunft und Pflicht gehandelt, wenn es in Algésiras an Deutschlands Seite getreten wäre. So lange Frankreich im Westen allein war, durfte die lateinische Schwester schwanken (auf kolonialer Reibungsfläche konnte ein Krieg der beiden Großmächte entbrennen); nach den Tagen der franko-britischen entente blieb ihr keine Wahl. Visconti-Venosta hat sich offiziell in Andalusien nicht so willig bemüht wie Belsersheimb, hatte aber das selbe Interesse, den Streit zu schlichten und der Unbequemlichkeit allzu offener Option zu entgehen. Der (noch) durch kein Abkommen im Westen gebundene Oesterreicher konnte vor den Leuten netter sein; in ihren Wünschen waren Beide ganz einig. Der Marchese hat sich kleineren schroffen Unfreundlichkeit schuldig gemacht. Muß denn ewig wiederholt werden, daß die schönen Tage des Dreibundes zu Ende sind? Zu Ende sein mußten, seit an der Donau und am Liber von diesem Bündniß nichts Greifbares mehr zu hoffen war? Glaubt irgendwo ein Wacker, Italien werde mit uns gegen Frankreich und England, das verlastete Heer Oesterreichs gegen Rußland marschiren? Rein. Dann spart Leichenjubiläum und Hochzeitklage und macht einen Strich unter die Rechnung. Mit sentimentalem Gesinn wird in Staatsgeschäften nichts bewirkt; Dankbarkeit ergreint und erzwingt man nicht; und Reiche, die das Interesse aus lästig gewordener Bundespflicht ruft, sind nicht durch Lob noch durch Tadel zu halten.

Rußland ist, seit Caprivis Soldatenherz die doppelte Affekuranz „zu komplizirt“ fand, dem Deutschen Reich nicht durch Geschriebenes verpflichtet. Soll aber die Pflicht zur Dankbarkeit verletzt haben. Die Angeeschuldigten könnten erwidern: „Ihr habt während des mandschurischen Krieges die Entblößung unserer Westgrenze ermöglicht. Doch ohne die Zustimmung Frankreichs, das nach der von Alexander unterzeichneten Militärkonvention eine bestimmte Truppenzahl auf europäischem Gebiet von uns fordern kann, wäre uns dennoch verwehrt gewesen, die Regimenter über den Baikal zu schicken. Euer Kaiser und Eure Regierung hat uns manche Freundlichkeit erwiesen; Eure Oeffentliche Meinung aber haßt uns, schmäht uns täglich; und auch Ihr könnt, wie wir jezt, erleben, daß der Volkswille die Thronenden in seine Richtung zwingt. Doch die Hauptsache ist: Wir brauchen Geld; zwei Milliarden. Ihr könnt sie uns nicht geben. Frank-

reich verschafft sie uns. Daß wir in kritischer Zeit zu *der nation amie et alliée* halten, ist also nicht nur, nach dem Wort Cures Kaisers, „eine schöne That des treuen Bundesgenossen“, sondern auch von einer Finanznoth geboten, der Ihr nicht abhelfen könnt noch nur wollt; denn Ihr traut uns nicht. Und haben wir denn so Büchsterliches gethan? Als Eure Offiziösen durchs Land schrien, Herr Révoil sei isolirt, und Ihr in London und Washington, wieder allzu laut, Eure Botschafter melden liehet, den Franzosen werde von allen Seiten zum Rückzug gerathen, haben wir ihnen unsere „unerschütterliche Unterstützung“ in einer Note zugesichert, die vielleicht vorsichtiger stilisirt sein konnte. Liegt daran so viel? Wie wir auf der Konferenz handeln würden, wußtet Ihr, ehe sie begann. Wolltet Ihr uns der Bundespflicht gegen die Republik entziehen, die unser Hauptgläubiger und die Hoffnung unserer schwärzesten Lage ist, dann mußtet Ihr höheren

Preis bieten als sie. Ihr bößet nur Worte, *offiziele* und *offiziöse*, die von der rauhen Stimme des in Eurem Land gegen uns wüthenden Hasses übertönt wurden. So blieben wir treu. Da Ihr nun mit stolzer Siegermiene rühmt, das Ergebnis der Konferenz habe all Eure Wünsche erfüllt: warum klagt Ihr noch immer uns an? Weil Eure Rede nicht hell genug blinkte. Die Amerikaner haben an der Punta de Europa nicht mehr für uns gethan als Ihr; als die Geschichte aber aus war, floh der Mund des Herrn Roosevelt von zärtlicher Rede über. „Noch fester die Bande, die Deutschland und Amerika verknüpfen. Die größte Bewunderung für Ihren erhabenen Herrscher. Gratulire zu den Errungenschaften von Algeiras!“ Das genügt uns. Sind wir nicht bescheiden? Hättet Ihr so gemacht wie dieser gloriosus, dann wäre dem deutschen Russenkonförium nicht die Bethheiligung an Eurer Anleihe verboten (und den Franzosen dadurch die Gewinnmarge verbreitert) worden. Wir sind bescheiden. Würden auch den Römern gern den Bündnißvertrag verlängern, der ihnen in Friedenszeit ja nicht lästig ist, und auf dem Draht mit ihrem neapolitanischen Elend kondoliren, wenn die Kerle uns nur laut lieben wollten. Denn uns war am Anfang das Wort.

... Herr Loubet hat neulich Herrn Brisson (ders in die Neue Freie Presse brachte) erzählt, am Schluß der vorigen Mittelmeerreise habe der Deutsche Kaiser in drängenden Worten den Wunsch ausgesprochen, mit dem Präsidenten der Französischen Republik in Italien zusammenzutreffen. Mit dem Präsidenten, der als Delcassés Freund und Schutzpatron bekannt war. Nachdem der kleine Theophil uns brüskirt, als *quantité négligeable* behandelt, das Deutsche Reich gröblich beleidigt hatte (so hörten wirs doch aus dem Reichstag). Nachdem der edle Sultan Rusey Abd ul Aziz von Saint-René Taillandier in seinem Souverainetérecht so tief gekränkt war. Victor Emanuel wollte

die geringe Last der Einladung nicht auf sich nehmen. Vielleicht, weil er fürchtete, die französische Regierung könne abwinken; vielleicht, weil seine Minister ihm sagten, King Edward werde ihm solchen Botendienst sicher nicht danken. Wiederholtem Ersuchen habe er sich verweigert und darob, plaudert Herr Loubet, sei der Kaiser in Harnisch gerathen; zuerst gegen Italien und dann auch gegen Frankreich. Wenn Viktor Emanuel den *postillon d'amour* gespielt oder auch nur dem Zufall nachgeholfen hätte, wäre Europa ein Jahr des Mißvergnügens erspart geblieben. Denn Loubet, er sagt es selbst, war bereit, dem Kaiser, wo er ihn traf, Reverenz zu erweisen; und von solchem Stelldichein führte kein Weg nach Tanger. An welchen Zwirnsfäden hängt die Wohlfahrt der Völker! Italiens dritter König war nicht in der Gebelau: und so kam es zum Kampf. Oder, was ja nicht das Selbe ist, zur Menjur? So nennt's der Kaiser; dessen Kanzler doch gesagt hat, in Algésiras solle es weder Sieger noch Besiegte geben. Das stimmt nicht zum Wesen der Menjur. Auch unter den leichtesten Bedingungen muß man da auf ein paar Schmissen rechnen und den Pankdozent in der Nähe haben. Lauter strittige Fragen. Kampf für die Rechte aller Handelsstaaten. Weder Sieger noch Besiegte. Höchstgefährliche Phasen. (Scherls gut informirter Berichterstatter, der so viel Aufregendes aus dem Christinenhotel zu melden wußte, giebt jetzt in Sevilla freilich zu, daß er in Algésiras vor Langeweile den Gähkrampf bekommen habe.) Unerlöschliche Unterstützung. Schöne That des treuen Bundesgenossen. Errungenschaften. Névoil selig, Tattenbach im siebenten Himmel. Der Kanzler wird „mein Bernhard“ genannt und Herr von Holfstein erhält die Brillanten zum Rothem Adler. Und das Ganze war eine Menjur. Kontrahage oder Corpsbestimmung? Säbel oder Schläger? Und wo thronte der olympische S. C., der den internationalen Pankkomment schuf? Hundert Fragen und keine Antwort... Vor drei Monaten fand Mancher, daß ich die Sache aus zu heiterem Auge sehe. Die Zeitungen, schrieb ich, brauchen Peripetien und sagen deshalb immer ungeheure Schwierigkeiten und Gefahren voraus. Das große Stück Geld, das die Reise, der Aufenthalt und die Dringenden Depeschen des Reporters kosten, muß doch Zins tragen. Weh Dem, der die Konferenz so langweilig schildert, wie sie nach menschlichem Ermessen werden muß! Wagte sogar den freiden Vergleich mit einer Operette. Und nun wars eine Menjur und wir sehen zwei Sieger. Einerlei. Wenn Viktor Emanuel gewollt hätte, wäre Delcassé noch im Amt, der souveraine Sultan ohne franko-spanische Hafenzölle und Waffenschmuggelkontrolle, das Deutsche Reich nicht auf Agenor Goluchowski angewiesen, zwischen Frankreich und Britanien stünde noch das Erzbild des Mädchens von Orleans, Rußland bekäme deutsches Geld und wir läßen froh, daß der Dreibund nie fester war als in diesem Jahr neuen Heils.

Die Jahrhundert-Ausstellung.

Der Name „Jahrhundert-Ausstellung“ weckt Vorstellungen, die dem Besucher der Nationalgalerie nicht verwirklicht werden; und es ist nicht Jedermanns Sache, für ein bestimmt Erwartetes etwas Anderes dankbar hinzunehmen. Das Wort betont ein zeitliches Moment, verspricht also eine Uebersicht der historischen Entwicklung. So faßt es der Naive auf und glaubt, die Hauptwerke Derer zu finden, die als die Heroen der deutschen Malerei des neunzehnten Jahrhunderts allgemein gelten. Wenn der Besucher dann vergebens Umschau nach berühmten Werken von Cornelius, Kaulbach, Kethel, Makart, Piloty, Lenbach, Wiglheim gehalten hat, fühlt er sich enttäuscht und nur dem Willigen und Intelligenten gelingt dann noch, den Grundgedanken der Ausstellung zu erkennen und gerecht zu beurtheilen. Dieser leitende Gedanke ist nicht aufs Historische gerichtet, sondern meint das Aesthetische; die Veranstaltung sollte nicht geschichtlicher Erkenntniß dienen, sondern eine Gegenwartsidee unterstützen. Und da sich diese Idee sehr entschieden gegen die Auffassung von Malerei richtet, wie sie in den Kreisen von Cornelius, Piloty oder Makart herrschte, so verräth sich auch in der Organisation dieser Ausstellung deutlich eine gegen die offiziell geltenden Werthungen gewendete Tendenz. Um solcher Tendenz reale Grundlagen zu schaffen, mußten die Maler wiederentdeckt werden, die einst im Schatten der Vielbewunderten nur könglichen Ruhm errangen und deren Kunstprinzip sich nun doch als ausdauernder erweist. So ist eine Ausstellung der Vergessenen und Verkannten entstanden.

Daß diese Tendenz nicht schon im Namen frisch und frei ausgedrückt wurde, ist nicht Zufall, sondern eins von vielen Symptomen. Es war wohl nicht leicht, diese Ausstellung gegen herrschende Ueberzeugungen, gegen den Geist der Regirenden und die Neigung des Kaisers durchzusetzen. Daß die Nationalgalerie benützt werden mußte, verpflichtete nach vielen Seiten. Private Agitation hätte nie diese Fülle des Materiales zusammengebracht; dazu waren amtliche Verbindungen nöthig und die Garantien, die ein königliches Institut den Darleihern der Kunstwerke bietet. Diese Ausstellung war nur möglich, wenn sie eine konservative That schien (nur eine solche gilt heute als national); und doch sollte sie den Fortschritt beschleunigen. Ein Prinz mußte als Protektor gewonnen, bei der Organisation mußte eine Reihe überschüssiger „Autoritäten“ herangezogen werden. Die Idee wäre in ihrer ursprünglichen Reinheit nur zu verwirklichen gewesen, wenn ein Wille ordnend geherrscht hätte. Die vielen Köpfe und Sinne haben bewirkt, daß außer dem modern empfindenden Aesthetiker auch der „gerechte“ Historiker gehängt hat und so das Prinzip durchbrochen ward. Dadurch ist die Uebersichtlichkeit des gemaltigen Materiales erschwert und die Wirkung vermindert worden. Um nicht Anstoß zu erregen,

hat man Künstler „berücksichtigt“, die fehlen mußten, wenn man auf die großen Offiziellen verzichtete. Ahnungslose Großwürdenträger aber konnten nun glauben, eine historische Ausstellung von Tafelbildern vor sich zu sehen.

Die Idee einer solchen Retrospektive ist alt; sie lag seit einem Jahrzehnt in der Luft. Je mehr Boden der Impressionismus gewinnt, mit desto größerem Interesse müssen seine Vorbedingungen, sein Werden und Wachsen untersucht werden. Man erkennt jetzt, daß die von Philologen verfaßten Geschichten der französischen Kunst, worin David, Delacroix und Decamps, Meissonier, Ary Scheffer und Horace Vernet als unsterbliche Helden der Malerei figuriren, schlimme Irrthümer verbreitet haben. Die wahren Entwicklungskräfte des Jahrhunderts, die die Kunst des Malens erhalten und erneuert haben, sind inzwischen sichtbar geworden. Als Ahnen der französischen, ja, der gesammten modernen Malerei gelten heute nicht mehr die romantisch dachtenden Protestler gegen ihre Zeit, sondern die getreuen Söhne ihrer Gegenwart, die Delacroix, Daubigny, Millet, Courbet und die ihnen Verwandten bis zu Manet und dem Kreis der Impressionisten. Soll der moderne Mensch sich ganz dem Willen seiner Epoche, dem Schicksal seines Lebens thätig hingeben oder sich noch ferner mit lyrischem Romantikerüberschwang diesem Willen entgegenstemmen? Die deutsche Jahrhundert-Ausstellung giebt darauf auch eine Antwort. Denn als die wesentlichen Entwicklungskräfte in Frankreich erkannt waren, suchte man ähnliche Entwicklungen in der Heimath. Und wenn auch in Deutschland viel schwerer eine der französischen entsprechende Strömung zu erkennen ist, weil die Gedankenromantik bei uns einflußreicher und die Gegenkraft im Verhältnis mehr unterdrückt war als in irgend einem anderen Land, so ist eifrigem Bemühen nun doch gelungen, die stillen, durch hundert Jahre reichenden Bestrebungen einer bürgerlichen Malerei, wodurch der moderne Geist in ungeahnter Weise legitimirt wird, zu sammeln. Was diese Jahrhundert-Ausstellung zeigt, ist eine Tafelmalerei, die nie mit der Marktwaare zu thun gehabt und auf alle repräsentativen Absichten der Programmkunst verzichtet hat, um an die Stelle des akademisch-pathetischen Scheins ein bescheidenes, aber innerlicheres Sein zu setzen. Der Besucher hört ganz neue Namen oder lernt mit toten Namen endlich einen Inhalt verbinden; er wird gezwungen, anders, als er gewohnt war, über die Logik der Geschichte zu denken.

Diese klaren Ergebnisse werden leider von Vielen verkannt. Von Manchen schon deshalb gern, weil Meier-Graefe mit seinem ganzen Elan und Eifer bei der Sache war. Die Beurtheiler schwanken in ihren Entfindungen, weil ein ganz eindeutiges Prinzip nicht sichtbar wird, und jeder hält sich an das ihm Bequeme. Der amtliche Charakter mag verschuldet haben, daß die lokale Arbeit mehr oder weniger von Verwaltungsbeamten, mit Vorurtheilen und philologischer Kengstlichkeit, gethan worden ist. Man spürt gleich, wo ein

bewußter Geist gearbeitet hat. Die Abtheilung der Hamburger, Lichtwark's Werk, ist die vollständigste und einheitlichste der ganzen Ausstellung. Dieser seine Organisor hat wieder bewiesen, wie viel seine intensive Thätigkeit in einer selbst gewählten Beschränkung bedeutet. Und wenn auch in Mittel- und Süddeutschland Sammler und Kenner von der Potenz Lichtwark's und Tschudi's, in centraler Stellung, das Material in eben so langer und liebevoller Arbeit gesammelt und gesichtet hätten, würde die Ausstellung geleistet haben, was die erste Absicht des schlimmen Böcklinbekämpfers meinte; oder auch dann schon, wenn sich mehr Entdecker wie der Maler Grönwald gefunden hätten, der seine ganze Liebe vergessenen und verkannten Künstlern geschenkt hat und um deren Restitution bemüht ist. Trotzdem ist sehr Dankenswerthes geleistet worden. Nicht überall kann man zustimmen; aber überall lernen.

Man lernt da, zum Beispiel, die Wirkung der Tradition nachprüfen. Wo die Romantiker willkürlich in der Vergangenheit Anknüpfungspunkte suchten, ließen die Vertreter der bürgerlichen Kunst sich von noch lebendiger Ueberlieferung führen. Da gerade, wo die Bilder nur nach Qualität ausgewählt wurden, spürt man deutlich die organischen Zusammenhänge; es ist, als sähe man die Generationen an sich vorüberziehen und jede einzelne auf die vorige zurückweisen. Typische Beispiele einer Portraittkultur, wie Europa sie seit der ausfliegenden Barockzeit nicht wieder erlebt hat, sind von Graff und Chodowiedzi zu sehen; Tischbein, Kugelgen, Winterhalter, Rehberg und unbekannte Meister gesellen sich mit werthvollen Werken hinzu. Ohne je ins Innerste zu dringen, immer durch eine Kluft getrennt von der großen welthistorischen Kunst, geben diese Portraittisten, die als Vertreter eines ganzen Stils dastehen, als Maler und Zeichner, mit so sicherem Geschmack, so genau und sachlich Das, um dessen willen der Besteller sein Bildniß malen läßt, geben es mit so reifen Mitteln einer in langer Entwicklung vornehm gewordenen Malkonvention daß sie über ihre zufälligen Aufgaben hinaus zu Chronisten einer Epoche werden. Wird man Das von unseren Bildnißmalern einst sagen können? Mit geringer Einschränkung darf man's gewiß von Franz Krüger sagen, dem berliner Autodidakten. Das Bürgerliche, das in den Bildnissen Graff's und Chodowiedzi's gesellschaftlich erhöht erscheint, so daß man ohne Zwang davor an Bach's Fugen und Lessing's Prosaстиl, an Berrückenkultur und fürstliche Kleinstadtvornehmheit, Patrizierbewußtsein und feste soziale Ordnung denkt, ist bei Krüger schon recht demokratisch geworden. Sogar, wo er Könige darstellt. Aber seine dem großen Format, den Paradeabstellungen freilich nicht gewachsene Kunst weist doch immer rückwärts auf Chodowiedzi und seitwärts auf Maler wie Julius Hübner. Krüger wurde wieder zum Vorbilde des vielgewandten und rastlos Konsequenzen suchenden Menzel, dessen preußische Genialität dann auf den ganz modernen Liebermann wirken sollte. Doch von

diesem letzten Einfluß ist in der Ausstellung nichts mehr zu spüren, weil die Werke Viebermanns, die den Zusammenhang der beiden Berliner demonstrieren könnten, fehlen. Dieses Beispiel, wie der Strom einer international giltigen Malkonvention fast hundert Jahre lang den Lauf durch ein nationalistisch eng umgrenztes Territorium nimmt, um dann, von Zuflüssen der Volkskräfte erneuert, wieder in einen großen Kunstgedanken, der Weltbesitz ist, einzumünden, hat sich, so lehrt die Ausstellung, überall in Deutschland wiederholt. Solche Art der Betrachtung ist nicht historisch, sondern ästhetisch. Natürliche Entwicklung innerhalb einer Nothwendigkeit und erteilte Kraft sind die Grundlagen aller Malkunst. Die Gruppe der Nazarener zeigt, welche Art von Tradition ästhetische Kraft besitzt und welche nur ein historischer Begriff ist. Nur als Porträtisten, also an der Hand der lebendigen Natur, zeigen Maler wie Von Heug mit dem Bildniß Overbeß oder Zeit mit seiner Zeichnertreue Etwas von der Unmittelbarkeit, die in der raffaelischen Legendenschilderung völlig fehlt.

Den Eindruck, vor organisch Gewachsenem zu stehen, hat man auch in den Sälen der Wiener und Hamburger. Freilich besteht hier immer die Gefahr zu hoher oder zu tiefer Schätzung. Die Kunst so kultivirter Talente, wie Waldmüller, Fendi, Dannhauser, Gauer mann oder Pettenkofen es sind, hat nur relative Bedeutung; doch ist es ungerecht, die immer etwas philiströse Lächerlichkeit, die beschauliche, hier und da an Beschränktheit streifende Beschränkung etwa der weltbürgerlichen Freiheit der französischen Malerei zu vergleichen. Waldmüller war eine echte und ganz ehrliche Malernatur, im höchsten Maß empfänglich und darum der Variation fähig, aber sehr sachlich dabei, nicht ganz ohne Freude an der eigenen Geschicklichkeit, sinnlich froh, wenn er sich sicher fühlte, sogar originell in seiner Weise, aber niemals tief oder elementar. Geistreicher als er pointirt Pettenkofen; doch auf Kosten der objektiven Treue. Bei ihm überwiegt oft die Lust an der Masche und man hat den Eindruck, er müsse Menzel oder Menzel ihn gekannt haben. Das Bildniß des Malers Borsfos läßt an Leibl denken; freilich nur einen kurzen Augenblick. Sehr liebenswürdig und ausgeglichen im engen Rahmen biedermeierlicher Genre-Emotion wirken die durch Lampi der Barocktradition enger verknüpften Peter Fendi und Dannhauser; und ein paar Kleinigkeiten von Gauer mann versprechen genug, um auf mehr begierig zu machen.

Als noch wichtigeres Centrum erscheint Hamburg. Freilich nur in dieser Ausstellung; denn die wiener Schule hat, mit ihrer regsameren Sinnlichkeit und unterstützt durch äußere Bedingungen, mehr Wirkung auf die reichsdeutsche Kunst auszuüben vermocht als die in Norddeutschland isolirte Malerei von Kauffmann, Morgenstern, Specker, Gensler, dem in Meran von Grönwald wiederentdeckten Wasmann oder von Oldach, dem hamburgere Waldmüller. Wenn die wiener Kunst eine Durchgangsstation geworden ist, so haben in

der hamburger Malerei die neuen Anschauungswerthe, die zum nicht geringen Theil aus Kopenhagen stammen, einer weniger weit ausstrahlenden Heimathskunst vorwärts geholfen. Heute geht ja die Forderung über so nahe Ziele hinaus; man verlangt einen stärkeren Athem schöpferischer Kraft. Das ist gut; doch sollte daneben nie die kultivirte Kunst einer mittleren Stufe unterschätzt werden, wie sie in dieser Gruppe in so sympathischen Beispielen anzutreffen ist. Solche in straffer Selbstzucht groß gewordenen Talente versorgen ihre Zeit mit redlichen Portraits, hinterlassen treue Stadtbilder, innig empfundene Landschaftsprospekte und charakteristische Volkstypen, entwickeln bedächtige Chronistentugenden neben soliden Malervorzügen und schaffen ein Niveau, von dem das höhere Talent ausgehen, zu dem das geringe, die Lehre vor Augen, sich erheben kann. Wie viele begabte Maler opfern jetzt ihre Gaben einer anmaßlichen seßionistischen Zeitidee, statt das „Persönliche“ im Sachlichen zu suchen!

Das Erscheinen Runges und Friedrichs auf diesem norddeutschen Kulturboden wirkt, als hätte der Geist der Geschichte seine Ausdehnungsgelüste individualisirt und lebendige Lastorgane unsicher in die Zukunft gestreckt. Beide erheben sich über ihr Milieu; aus dem kleinbürgerlichen Wirklichkeitsinn bricht mit Gewalt eine sinnliche Naturmystik hervor. Ist die Malerei von Oldach, Gensler, Morgenstern und all den Anderen sehr deutsch, so ist es doch nicht minder dieser Drang, sich abseits zu stellen und alle Bestrebungen der Zeit, spiritualistisch gesteigert, zusammenzufassen, dieser Trieb zur Synthese, der den Germanen nicht losläßt und ihn zum besten Philosophen der Welt macht. In der Malerei verurtheilt dieser menschlich hohe Drang, wenn er nicht in die Zeit einer hohen Kunstblüthe fällt und von starkem Können bedient wird, zu problematischer Einsamkeit. Runge steht in der deutschen Kunstgeschichte (nur in der deutschen) als eine passende Merkwürdigkeit; aber die Nührung, die seine Gestalt erweckt, kann sich nicht in Kunstlehren umsetzen. Dieses mit drei- unddreißig Jahren gestorbene fleistige, sowohl elementare wie liebenswürdige Temperament, das so gut in die Zeit der Ossianromantik paßt, verhält sich zu den Nazarenern etwa wie Böcklin zu Schirmer und Preller. Runge giebt, wie Böcklin, ein Aeußerstes, das nur durch persönliche Gefühlskraft, nicht durch Tradition legitimirt wird, das wichtige Kunstregeln negirt und dafür Zukunftswerthe vorahnt. Beide fordern von der Malerei mehr, als sie geben kann. Die prinzipielle Frage, die vor den Bildern Runges entsteht, taucht wieder auf in den Kabinetten, die Friedrichs Werke enthalten: Wie hängen Impression und Symbol zusammen? Ein sehr modernes Problem, dessen Lösung auch das Verhältniß Böcklins zu seiner Zeit erklären würde. Friedrichs Bilder sind merkwürdige Beispiele dafür, daß das durch Impression Gewonnene und jäh Erfaßte, das, als groteske Charakteristik, unbewußt vor den Erscheinungen Erlebte immer auf ein Wesentliches, Allgemeingiltiges deutet und zum erklärenden

Symbol wird, sobald die Gedanken dieses Erlebnis des Gefühles fortziehen und philosophisch ihre Schlüsse daraus ziehen. In der Malerei dieses Ausdeuters sind erstaunlich moderne Instinkte wahrnehmbar; freilich immer von biedermeierlicher Enge umschlossen. Man denkt, unterstützt durch das Portrait, das Kersting von dem blonden Sinnerer gemalt hat, an den Kreis um E. Th. A. Hoffmann; und dann, vor einem erstaunlichen Meerbild voll drückender Sturmstimmung, wieder an Courbet. Starke Landschaftsvereinfachung, die aber die heftige Innigkeit des Naturgefühles nicht schwächt, sondern steigert, weckt Erinnerungen an japanische Farbenholzschnitte oder an Rivière's summarisch charakterisirende Dreifarbenbrücke; und die Untermalung eines „Sonnenaufganges“ bringt einem den Namen Van Gogh auf die Lippe. Ueberall geht der warme Athem eines liebebedürftigen Gemüthes; aber zugleich schaut, vielleicht zuerst im Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts, ein Auge an, dem alles konkret Seiende zu gespenstischen Erscheinungen, zu formschönen Relativitäten wird. Dieser Geist, typisch für eine Zeit, die über Jean Paul's Romanen lachte und weinte, wurde manchmal grotesk aus innerem Reichthum, wie ein nordischer Siebenkäs, vermochte sich nie ganz zu befreien, weil es ihm an strogender Vitalität fehlte, und bereicherte die deutsche Kleinbürgerlichkeit mit Weltgefühlen und Ewigkeitempfindungen, ohne je die Hausbodenheit ganz zu überwinden.

Spizweg's Arbeiten hängen nah neben Friedrich's; dazwischen ist nur Raum für Blechens Werke, dessen schwankende, gegenwartlose Skizzenromantik solchen Vorzug nicht verdient. Man transponirt bei Spizweg die Mollstimmung, die vor den Bildern Friedrich's erzeugt wurde, in ein heiteres Dur; der Autodidakt, der mit Rugen in Paris war, ist neben dem Vommern der Süddeutsche. Es giebt Bilder von Spizweg, vor denen Einem der Name Diaz auf die Lippe kommt, und seine tonige Fleckenmalerei wirkt neben der impressionistisch illuminirten Konturkunst Friedrich's fast französisch. Er ist behaglich, wo Jener grübelt, und genießt, was dem Anderen fast Schmerz bereitet; in den Gassen seiner idyllischen Kleinstädterei dufte es nach Laub und Neben, wie in den Tagen des Winerfestes. Weider Kraft wurzelt in einer nationalistischen Enge, die Sammlung und Beschränkung fast nothwendig macht; aber Beide klopfen auch, Spizweg fast übermüthig, Friedrich sorgenvoll, an die Schranken, hinter denen sie eine Welt neuer Möglichkeiten wittern. Alle national determinirten, akademisch geschulten Kräfte der deutschen Idyllmalerei haben sich dann in Schwind harmonisch gefunden und reif vollendet. Das Deutschthum ist hier freilich nicht von der Art, die aus den zum Weltbesitz gewordenen Werken Bachs, Beethovens oder Goethes spricht, denn es ist abhängig vom vaterländischen Stoff. Auch Schwinds Massacilenthum wäre wohl so unstruckbar geblieben wie das der Beit, Overbeck oder der beiden Schnorr von Carolsfeld, wenn er es nicht humorvoll auf das deutsche Märchen, statt

fanatisch auf langweilige biblische Geschichten, angewandt hätte. Die Sage führte dem fein gebildeten und kindlich frommen Maler die Hand und beschwingte seine Einbildungskraft, so daß ein buntes Arabeskenwerk entstand, worin die heimlichen Sensationen der Jugendpoesie sich wollüstig verstricken. Der Ausländer wird unsere Liebe zu Schwind nie recht verstehen; sein Urtheil ist auch in diesem Fall, wie so oft, das Urtheil der Zukunft.

Ein anderes Geschlecht hat die Konsequenzen seines nach Expansion lüsterne Wirklichkeitsinnes gezogen, indem es sich vor dem Beispiel der französischen Malerei vom beengend Rationalistischen befreite, um im höheren Sinne deutsch werden zu können. Wenn der Besucher biographische Notizen über Maler sucht, aus deren Bildern eine freiere Auffassung in einer lebendigeren Vortragsweise spricht (Gleichen-Rufswurm, Burniz, Hausmann, Henneberg), so kann er sicher sein, von einem gewissen Zeitpunkt an den Namen „Paris“ zu finden. Die Ausstellung entscheidet den alten Streit zu Gunsten Derer, die in der französischen Malerei eine der reichsten Kunstquellen sehen. Seit süddeutsche Maler von Paris mit neuen Erkenntnißwerthen heimkehrten, ging es wie Befreiung durch unsere Kunst; das in der Fremde Erworbene wurde zum Sauertheg. Leibl, der deutschesten Meister einer, ist ohne Courbet, ohne die französische Malkultur nicht denkbar. Es ist nicht nöthig, auf die einzelnen Leistungen der Leiblschule und der durch Böcklin, Feuerbach und Marées vertretenen Gegenrichtung einzugehen. Feuerbach ist sehr gut und reichlich vertreten; Marées erscheint vor den Berlinern zum ersten Mal mit einer geschlossenen Kollektion und steht als eine der interessantesten Persönlichkeiten der neueren Malerei vor uns; und Böcklins nicht sehr gerecht gewählte und etwas lieblos gehängte Werke der Frühzeit, aus denen nur die „Flora“ wie ein Juwel hervorleuchtet, ordnen sich so still der allgemeinen Entwicklung ein, daß man Lust bekommt, die Diskussion wieder zu eröffnen. Recht günstig wirkt Thoma, weil aus seiner frühen Epoche, wo er noch ganz der in Frankreich erzogene Maler war, nicht der „Dichter“, so prachtvolle Beispiele zu sehen sind wie der „Rheinfall“, „Die Näherin“, „Hahn und Hühner“. Aber mit Beklemmung merkt man auch schon, wie sich die Gedankenromantik allmählich des rein Künstlerischen bemächtigt. Die Leiblschule erscheint sehr vollständig auf dem Plan: mit den bekannten meisterlichen Bildern Trübners, mit einigen werthvollen Arbeiten Viktors Müller, der die Verbindung mit der französischen Kunst so nützlich propagirte, und mit äußerst soliden Leistungen von Scholderer. Theodor Alt und Schuch beweisen den hohen Grad der Malkultur in dieser Schule durch ihre bekannten Stillleben, Hirth du Fresnes durch die merkwürdige, an Manet erinnernde Skizze „Leibl und Sperl im Segelboot“, Eysen und Sperl durch werthvolle Interieurbilder, Defregger durch ein Interieur und eine überraschende Landschaft, worin nichts von der Kleinlichkeit des späteren Dorfserzählers ist. In dem Raum, wo

die frühen Werke Liebermanns untergebracht sind, die ein später so gut eingelöstes Versprechen anderer Art geben, beschließt die Ausstellung ihre Lehren, nachdem sie die moderne Malerei bis hart an die Grenzen des Impressionismus begleitet hat. Freilich geht der nicht mühevolle Genuß dann noch einmal im Neuen Museum an, wo die Ausstellung von Handzeichnungen die gesammelten Erfahrungen bekräftigt, erweitert und hier und da auch wohl korrigirt.

Hoffentlich veranstaltet die Leitung der Nationalgalerie öfter solche belehrenden Ausstellungen, in eben so würdigem Rahmen, wie Peter Behrens ihn, mit den einfachsten Mitteln und unter den ungünstigsten Verhältnissen, geschaffen hat. Dann erst wird sie ganz zu einer nationalen Kunstgalerie werden; und der Wirkung wäre sie sicher, auch wenn der Dank ausbliebe.

Friedenau.

Karl Scheffler.



Humberts Tagebuch.

Montag, den vierzehnten Mai 18.. Heute haben wir zusammen in der Laube gegessen, Lucretia und ich. Lucretia häkelte an einem Tischläufer, während ich das Satyricon von Petronius las. Ein Bißchen angegriffen vom Lesen, blickte ich auf, starrte in den Garten und fühlte, wie mir das Roth des Pflaumenbrettes in den Augen braunte. Darauf blickte ich Lucretia an, die still weiter arbeitete. Ich sah ihre feinen, weißen Hände, studirte die Linie ihres Profils, blickte auf die hohe Stirn, die um so höher schien, weil sie das Haar glatt nach hinten gekämmt trug, auf die zarte Linie der etwas allzu großen, aber schön geformten Nase, auf die schmalen rothen Lippen und das kleine Kinn mit dem Grübchen. Plötzlich durchschauerte es mich. Ich ertappte mich selbst auf einem Gedanken; und las weiter.

Dienstag, den fünfzehnten Mai. Ich habe die ganze Nacht wach gelegen und bin morgens im Bett geblieben, bis Lucretia an meine Zimmerthür klopfte und mir sagte, daß man unten schon längst mit dem Kaffee auf mich warte. Ihre Stimme, eine Altstimme, die ich nicht hören kann, ohne an dickblättrige weiße Blumen irgend einer unbestimmten, unbekanntem Art zu denken, klang durch mein Zimmer, als habe Jemand zu singen angefangen; und während ich die Treppe hinunterging, hatte ich Herzklopfen.

Als ich das Frühstückszimmer betrat und mein Vater mich mit dem zärtlichen, vertrauensvollen Blick ansah, mit dem er mich, seinen einzigen, vielversprechenden Sohn, stets anzusehen pflegt, schlug ich zum ersten Mal die Augen nieder. Während ich auf meinen Teller sah, fühlte ich, wie sein Blick noch immer fragend auf mir haftete. Mein Mütterlein machte mir scherzend einen Vorwurf ob meiner Langschläferei. „Wenn Du hier schon so spät aufstehest; wie wirds dann erst in Leyden werden, wo nichts Dich zeitig aus dem Bette treibt?“

„Nichts außer seinen Studien“, sagte Lucretia mit seltsamer Betonung.

Ich sah ihr in die Augen, die goldgelb sind wie Bernstein. Ich erröthete, fing zu zittern an und konnte nichts essen.

Mittwoch. Heute bin ich mittags in Lucretias Zimmer gewesen, während sie mit Vater fort war. Ich habe mir die Bilder ihrer Schulfreundinnen auf dem Kaminsims und die weißgerahmten Gravuren an den Wänden angesehen. Dann bin ich auf ihren Schreibtisch zugegangen. Das Schubfach war zu, aber nicht verschlossen. Ich zog es auf und sah einen kleinen Stoß Briefe darin liegen. In dem Augenblick, wo ich meine Hand danach ausstrecken wollte, bin ich schnurstracks davongelaufen, die Treppe hinunter, habe in der Flux unten in aller Eile meinen Hut aufgesetzt und bin hinausgestürmt. Ich bin rasch gelaufen, in rasender Eile, immer geradeaus, als wäre mir Jemand auf den Fersen, bis ich nicht mehr konnte, vor Seitenstechen. Dann habe ich auf einem einsamen Pfad zu weinen angefangen.

Donnerstag. Lucretia ist heute achtzehn Jahre alt geworden. Ich habe ihr einen Liberty-Rissenbezug geschenkt, zwei weiße Schwäne in einem blaugrünen Teich, von stilisirten Lilien umrahmt. Sie umarmte mich und küßte mich auf beide Wangen. Ich habe sie auf den Mund geküßt. Als mein Vater, der neben uns stand, mich ansah, schlug ich die Augen nieder und schlich mich verwirrt aus dem Zimmer.

Freitag. Ich habe einen großen Strauß Heliotrop im Garten gepflückt und ihn mit hinauf in mein Zimmer genommen. Ich habe ihn vor mich hingestellt, um ganz von seinem Duft eingehüllt zu werden. Darauf habe ich zu weinen angefangen und den Strauß aus dem Fenster geworfen. . . O, mein Gott, mein Gott: es ist stärker als ich!

Sonabend. Heute Nacht erwachte ich um vier Uhr. Ich habe mir, bis ich um Acht aufstand, den Kopf darüber zerbrochen, wie ich mir wohl das Fläschchen Heliotropessenz aneignen könne, das auf Lucretias Toilettentisch steht.

Sonntag. Lucretia hat darauf bestanden, daß ich mit ihr in die Kirche gehe. Sie beklagt sich darüber, daß sie mich so wenig sieht. Sie meint, ich hätte meine Ferien dann schließlich eben so gut in Leyden verbringen können. „Was hast Du eigentlich, Humbert? Eine Liebesgeschichte? Wenn Du mir Dein Vertrauen schenkst, werde ich Dir auch ein Geheimniß von mir erzählen.“

Ich habe ihr gesagt, daß ich eine Frau liebe, die mir niemals angehören könne.

„Ist sie denn schon verlobt?“

„Nein.“

„Am Ende gar verheirathet?“

Ich nickte bejahend.

„Und sind Kinder da?“

Wieder ein leichtes Kopfschneiden.

„In Leyden?“

„Nein.“

„Armer Kerl! Komm, gieb mir Deinen Arm, dann werde ich Dir mein Geheimniß erzählen. Aber es ist viel lustiger als Deins.“ Sie nahm meinen Arm und drückte ihn vertraulich. Ich stieß sie mit einem heftigen Knick von mir. Reaktion, weiter nichts. „Wie roh Du bist! Was fällt Dir denn ein?“

„Ich kann das Parfum nicht vertragen, das Du immer an Dir haßt.“

„Ach so; darum hast Du wohl all die Heliotrop von dem Beet unten abgeschnitten und sie dann aus dem Fenster geworfen?“

Wir gingen schweigend weiter. Ich wollte sie eigentlich nicht ansehen, hielt es aber nicht aus und blickte verstohlen von der Seite auf ihr Profil. Ich empfand

einen solchen Esel vor mir selbst, daß ich beschloß, nicht in die Kirche zu gehen. Helfen würde es mir doch nicht; und warum sollte ich zu meinen anderen Untugenden noch Heuchelei fügen?

Sie merkte, daß ich sie unausgesetzt von der Seite ansah, und sagte: „So, jetzt thut es Dir wohl leid? Ich müßte ja eigentlich viel länger böse auf Dich bleiben; aber ich will zu Deiner Ehre annehmen, daß Du durch diese dumme Liebesgeschichte beinahe unzurechnungsfähig geworden bist. Und bist Du nicht begierig, die meine zu hören? Walraab Heimfel ist zum Gemeindefekretär ernannt. Er hat es mir sofort geschrieben; so hatten wirs verabredet. Wir lieben uns schon seit zwei Jahren heimlich. Wir wollten warten, bis er eine einträgliche Stellung gefunden habe; und jetzt hat er eine.“ Eine lange Stille zwischen uns. „Nun, was sagst Du dazu?“

„Ich? .. Ach . . . Das ist doch eine Sache zwischen Dir und ihm und Vater und Mutter . . . So; ich lehre jetzt um.“

„Gehst Du nicht mit hinein?“

„Nein; findest Du Das so seltsam?“

„Gehst Du in Leyden auch nie in die Kirche?“

„Was geht Das Dich an? Wie! —“

An der Biegung des Weges bin ich auf den Abhang des Hügels geklettert. Ich habe ihr nachgestarrt, wie sie dahinschritt mit ihrem elastischen, rhythmischen Gang, bis ich sie vor der Kirchenthür in der Menschenmenge aus den Augen verlor. Bevor sie hereintrat, sah ich noch für einen Augenblick den rothen Mohr auf ihrem Hut.

Still habe ich mich ins Gras gestreckt; sinnend und zu Tode betrübt. Nach einer Weile ertappte ich mich auf dem Gedanken: „Ich wünschte, daß Walraab plötzlich stürbe . . .“ Mein Gott! Der gute Walraab, mein Spielgefährte, mein Jugendfreund, mein zukünftiger Schwager!

Montag. Also ist Lucretia schon mit sechzehn Jahren verlobt gewesen. Zwei Jahre hat sie ihr Geheimniß mit sich herumgetragen, hat es ängstlich behütet und weder Vater noch Mutter Etwas davon verrathen. Meine Mutter hat zwölf Kinder gehabt, darunter zwei Zwillingpaare. Wir Zwei, Lucretia und ich, sind die einzigen, die am Leben geblieben sind. Ich auch leider. Mein Gott, warum hast Du mich nicht früh sterben lassen!

Dienstag. Ein Großvater von der Mutterseite ist in der Irrenanstalt gestorben. Die Kinder eines Großonkels von der Vaterseite sind alle mißrathen. Einer wurde Deserteur, ein zweiter machte betrügerischen Bankerot, ein dritter ist in Folge seiner Ausschweifungen in jungen Jahren in Paris gestorben. Jetzt zweifle ich nicht mehr daran, daß unsere Familie erblich belastet ist. Ob man dem Schicksal wohl entrinnen kann?

Mittwoch. Lucretia hat ein Batisttaschentuch auf dem Sofa liegen lassen. Ich habe es weggenommen und in meinen Koffer gepackt, um es mit nach Leyden zu nehmen. Es duftet so süß nach Heliotrop.

Donnerstag. Lucretia sagte mir, daß sie ihr Taschentuch verloren habe; sie sieht mich ohne Mißtrauen an. Ich bekomme einen Blutandrang nach dem Kopf, fange zu zittern an und weiß doch, daß sie nichts von dem Diebstahl vermuthet.

Freitag. Grundgütiger Vater im Himmel! Ich bin ein unglücklicher Mensch, werfe mich demüthig Dir zu Füßen und siehe Dich an, mir zu helfen in meinem Kampf um . . . Nein, nein, nein! Ich will Gott nicht beleidigen. Ein Ungeheuer wie ich darf nicht beten, nur fluchen . . .

Sonnabend. Abends bin ich in schwerer Trunkenheit von zwei Feldhütern heimgebracht worden. Meine Mutter und Lucretia weinen, mein Vater sagt, Das könne einem Studenten ja wohl mal passiren, aber nicht gerade, wenn er bei seinen Eltern zu Hause sei. Lucretia hat mich hinauf in mein Zimmer geführt. Ich habe sie gekniffen, geschlagen, ausgehollt.

„Laß mich los! Was willst Du von mir?“ habe ich ihr zugebrüllt.

Sonntag. Mein Vater morgens: „Humbert, Alles ist vergeben und ver-
gessen; geh, mein Sohn, und küsse Deine Mutter und Deine Schwester.“

Ich habe meine Mutter geküßt, aber Lucretia nicht. „Was braucht sie sich auch um mich zu kümmern, wenn ich betrunken bin? In solchem Zustand ist man doch für nichts verantwortlich.“ Den ganzen Tag über herrschte eine peinliche, gedrückte Stimmung. Abends sagte Vater, daß er ernsthaft mit mir zu sprechen wünsche. Ich erwiderte so, daß ich fürchte, in Ohnmacht zu fallen, und ihm nur mühsam in sein Studierzimmer zu folgen vermag.

„Wie gesagt, Humbert, ich habe etwas Ernsthaftes mit Dir zu besprechen.“

„Schön, Vater.“

„Du weißt, daß Lucretia . . .“

„Ja, Vater? Ja? . . .“

. . . daß Lucretia sich verloben will. Deine Mutter ist dafür, ich finde sie noch ein Bißchen jung, aber Walraad ist mir sehr sympathisch. Er ist ja Dein intimer Freund; wie denkst Du darüber?“

„Er ist ein guter, anständiger, tüchtiger Mann. Eine sehr wünschenswerthe Partie für Lucretia.“

„So, mein Junge? Der Ansicht waren wir auch. Ich bin froh, daß wir Alle in diesem Punkt so völlig übereinstimmen.“

Montag. Uebermorgen gehe ich fort; ich kann die Weiden nicht zusammen sehen.

Dienstag. Ich glaube, daß ich stets eine Antipathie gegen Walraad gehabt
* * * * *
habe; mir vor'her' zusammen' war'ch, is' hirt's' sid'ig'ly' nar' geworden.

Mittwoch. Lucretia: „Aber, Humbert, wie kannst Du Dich wegen einer solchen Kleinigkeit mit Walraad zanken! Außerdem war er vollständig in seinem Recht. Man darf beim Schachspiel die Bauern nicht so ziehen, wenn man es nicht vorher ausgemacht hat. Wie kannst Du nur so rücksichtslos sein, mir meine Verlobungszeit schon gleich im Anfang so ungemüthlich zu machen! Du scheinst mir wirklich in Leyden recht roh geworden zu sein.“ Sie weint.

Donnerstag. Walraad: „Ist der kleine Zank denn noch immer nicht ver-
gessen? Ich habe nie gewußt, daß Du so nachträgl. Hier hast Du meine Hand;
und nun wird nicht mehr darüber gesprochen.“

Freitag. Die Mutter: „Hör' mal, Humbert, wenn Du so unausstehlich zu Lucretia und Walraad bleibst und Ihr Drei Euch absolut nicht vertragen könnt, dann muß eben Einer gehen. Wer von Euch die Schuld hat, weiß ich nicht, aber hell' Du Dich um Gottes' willen nicht zwischen Deine Schwester und ihren zu-
künftigen Mann, — und gar wegen solcher dummen Kleinigkeiten!“

„Gut, Mutter, dann werde ich gehen.“

Leyden. Sonnabend, den zweiten Juni. Schwer betrunken nach Hause gekommen; in meinem Zimmer Alles kurz und klein geschlagen.

Sonntag, den dritten Juni. Vor dem offenen Fenster gelesen und

vom zweiten Stockwerk aus auf die Straße herabgeschaut. Wenn ich mich jetzt mal da herunterstürzte, mit dem Kopf vornüber auf die Steine? Alle Menschen würden von einem Unfall sprechen.

Montag. Großer Gott im Himmel, hilf mir doch, habe Mitleid mit einem armen, schwachen, verirrten Menschenkind, um meines Vaters und meiner Mutter, um meiner Schwester, um Walraads willen! . . . Ja, mein Gott, Walraad, Walraad! Im Schluchzen erstickt das Gebet.

Dienstag. Man hat mir angeboten, eine Seereise mitzumachen. Die Fahrt soll drei Monate dauern und ich muß dem Unternehmer der Expedition bei seinen Tiefseeforschungen an die Hand gehen. Ich nehme das Anerbieten an.

Mittwoch. Das Anerbieten angenommen und heute an meine Eltern geschrieben. Ich gehe fort, ohne Abschied zu nehmen; ich will sie jetzt nicht wiedersehen. Vielleicht vergeße ich sie auf See; oder sonst auf dem Meeresgrund.

Sonabend, den dreißigsten Juni. Heute abgefahren. Vorher ein kleines Taschentuch verbrannt. Vater, Mutter, Lucretia und Walraad haben mir das Geleit gegeben. Der Abschied war herzlich. Lucretia fiel mir um den Hals, küßte mich mehrmals und fragte mich, ob denn zwischen uns Alles wieder gut sei. „Wieder gut? Aber zwischen uns ist doch nie Etwas gewesen!“

Mit dieser Lüge bin ich von ihr gegangen.

Dienstag, den dreißigsten September. Gesund und glücklich heimgekehrt. Ich habe an Bord des Postdampfers, auf dem ich die Rückreise machte, ein junges Mädchen kennen gelernt und wir haben unsere Zukunftspläne mit einander besprochen. Ich habe ihr gesagt, daß ich mich erst erklären könne, wenn ich wieder zu Hause gewesen sei.

Mittwoch. Ich habe Lucretia begrüßt und sie hat mich umarmt, ohne daß ich mir irgend einen Vorwurf zu machen brauchte. Dann habe ich sie plötzlich nachmittags nochmals in meine Arme geschlossen und sie leidenschaftlich geküßt.

„Bist Du glücklich mit Walraad?“

„Ja, sehr glücklich. Im Oktober heirathen wir. Und Du? Denkst Du noch immer an die verheirathete Frau?“

„Nein, Gott sei Dank, nicht mehr; ich habe sie vergessen. Auf meiner Reise, die ich nur deshalb unternommen habe.“

„Da bin ich jetzt doppelt glücklich, Humbert; ich hatte immer solches Mitleid mit Dir. Ich begriff Alles.“

„Wie denn? Alles?“

„Daß Du eine unglückliche Liebe hattest und darum so felsam und so unfreundlich warst. Nun kannst Du mir aber auch sagen, wer die Frau war.“

„Wie wird es eine Menschenseele erfahren.“

„Das ist hübsch von Dir, mein lieber, guter Bruder.“

Donnerstag. Meine Mutter, mein Vater und Lucretia sind mit meiner Wahl ganz einverstanden und Lucretia und ich werden uns an dem selben Tag und in der selben Kirche trauen lassen, sie mit Walraad und ich mit Adelaide. Wer sich selbst überwindet, ist stärker als Einer, der eine Stadt einnimmt. Das einzige Heilmittel gegen die Leidenschaft ist die Liebe. Es giebt keine erblich belasteten Familien. Alles hängt vom Willen, von der Energie und von den Umständen ab.

Fragmente.

I. Aphorismen und Anekdoten.^{*)}

Hoffnung ist weiter nichts als ein Charlatan, der uns stets zum Besten hat, und Glück ist für mich erst möglich, wenn ich die Hoffnung ausgeredet habe. Ich möchte über das Thor des Paradieses die selben Worte setzen, die Dante über die Pforten der Hölle schrieb: *Lasciate ogni speranza voi ch' entrate.*

Man glaubt allgemein, Peter der Große sei eines schönen Tages mit dem Gedanken aufgewacht, ein neues Rußland zu schaffen. Selbst Voltaire giebt zu, daß schon Peters Vater Alexis sich mit dem Plan trug, sein Reich der westlichen Kultur zu erschließen. Jede Entwicklung kommt zu ihrer Reife, die man abwarten muß. Glücklich, wer im Augenblick dieser Reife auf den Schauplatz tritt.

Steht ein Mensch auf Grund seines Charakters so hoch, daß man, was recht-schaffenes Handeln anlangt, in allen Fällen von vorn herein seiner Haltung sicher sein kann, so verschreien und meiden ihn nicht nur die Spitzbuben, sondern auch die Halb-Spitzbuben. Ja: auch die anständigen Leute sind überzeugt, ihn, bei seinen Grundfäßen, stets zur Hilfe bereit zu finden, sobald sie ihn brauchen. Sie vernachlässigen ihn daher, um sich inzwischen Derer zu versichern, über die sie noch nicht im Klaren sind.

Manchen Menschen ist es ein Bedürfnis, hervorzuglängen, um jeden Preis höher zu scheinen als die Anderen. Alles ist ihnen gleich, wenn sie nur auf irgend einer Bühne recht sichtbar sind; Theater, Königsthron oder Schaffot: sie fühlen sich überall wohl, wo sie die Blicke auf sich ziehen.

Die Leute, die sich in Allem nach der Oeffentlichen Meinung richten, gleichen den Schauspielern, die, um den Beifall eines geschmacklosen Publikums zu erringen, schlecht spielen. Mancher könnte schon besser spielen, stünde er vor einem besseren Publikum. Der anständige Mensch spielt seine Rolle so gut, wie er kann, und denkt nicht an die Galerie.

Fast alle Menschen sind Sklaven. Das beruht auf dem selben Grunde, den die Spartaner für die Unfreiheit der Perser angaben. Sie behaupteten, die Perser könnten nicht Nein sagen. Dieses Wort aussprechen lernen und allein leben können: es giebt keine anderen Mittel, um Freiheit und Charakter zu bewahren.

Die Gesellschaft besteht aus zwei großen Klassen; die eine hat mehr Essen als Appetit, die andere mehr Appetit als Essen.

Ein Einzelner kann nie so verächtlich sein wie eine Korporation und keine Korporation ist so verächtlich wie das Publikum.

Wenn Minister zufällig Geist haben, sprechen sie mitunter von der Zeit, wo sie nicht mehr Minister sein werden. Gewöhnlich läßt man sich von ihnen

^{*)} Die Aphorismen und Anekdoten von Chamfort (über den man guten Euro-päern nichts mehr zu sagen braucht) erscheinen in deutscher Uebersetzung bei R. Piper & Co. in München. Der Herausgeber, Herr Hermann Esswein, hat der Sammlung einen lehrreichen Essay über Chamfort vorausgeschickt. Nur einige Stichproben heute.

zum Narren halten und denkt, sie glaubten wirklich, was sie sagen. Aber es ist nur ein schlauer Zug von ihnen. Sie sind wie Kranke, die oft von ihrem Tod sprechen und doch nicht an ihn glauben, — was man wieder aus anderen Worten erzieht, die ihnen unwillkürlich entschlüpfen.

Welches erbärmliche Leben führen doch die meisten Hofleute! Da lassen sie sich ärgern, ermüden, knechten und quälen: ganz köstlichen Interessen zu Liebe! Um glücklich leben zu können, lauern sie auf den Tod ihrer Gegner, ihrer Nebenbuhler und Mit-Ehrgeizlinge, auf den Tod Derer sogar, die sie ihre Freunde nennen. Und während sie all diesen Gefährten von Herzen den Untergang wünschen, schnürten sie selbst ein, verderben und sterben und fragen freundlich dazu: „Wie geht's Herrn So und So? Wie befindet sich Madame S.“ (die so hartnäckig sind und nicht sterben wollen!)

Der Adel, sagen die Weltigen, ist eine Zwischenstufe zwischen König und Volk. Ja, wie der Jagdhund eine Zwischenstufe zwischen dem Jäger und dem Hasen.

Läßt ein Minister seinen Herrn Dummheiten und Fehler machen, die der Allgemeinheit schädlich sind, so befestigt er damit oft nur seine Stellung. Man könnte sagen, daß die Weiden dann durch ein Schuldgenossenschaftsverhältniß an einander gebunden seien.

Leute, die sich für einen Fürsten begeistern, der sie gerade einmal gut behandelt hat, kommen mir wie die Kinder vor, die am Tage nach einer eindrucksvollen Prozession Pfarrer und nach einer Parade Soldaten werden wollen.

Bringenergiehler, die behaupten, ihren Jünglingen eine gute Erziehung zu geben (nachdem sie sich allen Formalitäten und erniedrigenden Etiquetten unterworfen haben, die man von ihnen verlangt), sind Rechenmeister, die sich einbilden, große Arithmetiker aus ihren Schülern zu machen, nachdem sie ihnen zugegeben haben, daß dreimal Drei Acht ist.

Ein Südländer, der manchen guten Einfall hat, sagte zu mir, an den persönlichen Eigenschaften des Königs und selbst der Minister sei ziemlich wenig gelegen, wenn nur die Staatsmaschine richtig konstruirt sei. „Es ist wie mit den Hundten, die den Bratspieß drehen. Bewegen sie nur die Pfoten, so geht die Sache schon. Ob so ein Hund schön ist oder häßlich, klug oder dumm: der Spieß dreht sich und man kann stets auf ein halbwegs gutes Nachtmaß rechnen.“

Herrn R., einen begabten, geistvollen Menschen, fragte ich einmal, warum er denn bei der Revolution von 1789 gar nicht hervorgetreten sei. „Seit dreißig Jahren“, erwiderte er, „studire ich die Menschen und ich fand sie einzeln und Jeden für sich so nichtsbrauchig, daß ich von ihnen da nichts zu hoffen wagte, wo sie zusammen und in Masse auftreten.“

Ist ein Sejan Minister, so ist es gleichgiltig, ob ein Titus oder ein Liborius auf dem Thron sitzt.

Die folgende Anekdote ist Thatsache. Die Tochter des Königs betrachtete einmal die Hand ihrer Nonne, zählte die Finger und fragte ganz erstaunt: „Wie? Sie haben auch fünf Finger, ganz wie ich?“ Und dann zählte sie noch einmal.

Der König von Preußen hatte Kasernen bauen lassen, die einer katholischen Kirche das Licht wegnahmen. Man machte ihm Vorstellungen. Er schickte die Bittschrift mit der Randbemerkung zurück: *Beati qui non viderunt et crediderunt.*

Nicolas Chamfort.

II. Briefe.⁹⁾

Sieh glaube, die wirklichen Künstler arbeiten, wie die wirklichen Schriftsteller, nur um Beifall und Zustimmung der paar Leute, mit denen sie sich in einer Art geistiger Gemeinschaft fühlen. Ich kann nur nach der Natur arbeiten; ich versuche ganz blöde und simpel, Das zu geben, was ich mit meinen Nerven fühle und mit meinen Augen sehe: Das ist meine ganze Aesthetik. Talent habe ich noch nicht, bekomme es vielleicht aber mit der Kraft des Willens und der Geduld. Etwas Anderes habe ich mir noch in den Kopf gesetzt: Szenen und Typen dieses Jahrhunderts zu malen, das ich sehr merkwürdig und interessant finde; seine Frauen sind so schön wie zu irgend einer Zeit und die Männer sind ja immer gleich; die Perücke Ludwigs des vierzehnten macht nicht die mollièrischen Komödien. Auch haben die Lust an brutalen Genüssen, die Geldmuth und die gemeinen Interessen auf die Gesichter der meisten unserer Zeitgenossen eine höchst eigenthümliche Maske gelegt, auf der man den „Instinkt der Pervertität“, von dem Poe spricht, in großen Buchstaben liest. Das Alles scheint mir so amüsant und charakteristisch, daß die Künstler ehrlich versuchen sollten, die Physiognomie ihrer Zeit festzuhalten.

Wenn Sie einmal in Brügge gelebt haben, diesem alten nordischen Benedig, das nur noch ein herrliches Grabmal ist, wo die gothischen Paläste traurig auf die Wassertröfen im Hafen schauen, in dem einmal hundert Schiffe zugleich vor Anker gehen konnten und wo nun alte Weiber, häßliche gelbe Remlingsgesichter, wie Klagefrauen der großen Vergangenheit an den verlassenen Quais kauern, dann werden Sie das tiefe Erstaunen begreifen, das mich erfaßte, als ich mich zum ersten Mal dem höchst sonderbaren Produkt gegenüber fand, das sich „die Pariserin“ nennt. Herr Prudhomme, der an einer Straßenecke auf die Hottentotentenus im Nationalkostüm sitzt, wird weniger weg sein, als ich es vor diesem unglaublichen Composé von Seide, Nerven und Puder war. Und wie ich sie liebe!

... Italien ist ein Land, das man sehen und an dem man sein Wohlgefallen haben, in dem man sich aber hüten soll, Inspirationen zu suchen. Sind sie retrospektiver Art, so sind sie gefährlich; sind sie aus dem Italien von heute, so sind sie banal und haben nicht den Accent, den London und Paris so erschreckend und günstig für die psychologische Kunst haben, die einzig wahre moderne Kunst. Die heutige italienische Kunst leistet nichts. Alle hängen an den Schöhen Fortuns, eines Spaniers. Die Bauern auf Korsika: ja; aber Das ist nicht modern, Das ist aus anderen Jahrhunderten. Italien ist ein Land, in dem man sich des Klimas erfreuen soll, der plastischen Schönheit der Mädchen und der vergangenen großen Künste.

... Was sind die Maler doch für Viecher! Ich habe immer einen Schreden vor ihnen gehabt, die zusammen mit den Musikern und Schauspielern die dümmste Rasse der Welt bilden. Diese Maler hausen in der Bretagne und sehen mit ihren

⁹⁾ Ein paar Brieffragmente aus der Monographie „Félicien Rops“, die Herr Franz Blei (bei Barb, Marquardt & Co.) herausgibt und die, nach dem Maler und Radirer, auch den Denker Rops endlich kennen lehren wird.

weißen Augen nichts. Ich durchstreifte zweihundert Meilen skandinavischer Küste, ich sah unter den Zelten der Lofoten, wo die Frauen bliden, als träumten sie einen Traum weiter, den sie auf einem anderen Planeten begonnen haben, ich sah Hirschfleisch mit den Wappeln und trank Birken schnaps mit den Eskimos, die ihre schneeblienden Augen schwarz bemalen. Aber (bei unserer Frau von Kosloff) ich sah nie etwas Merkwürdigeres als den Niederbretonen der Küste! Nach dem zehnten Topf Gidre klettert er auf seinen Gaul, der aussieht wie eine Kreuzung aus einem festlichen Büdel und einer Hedin, den Stechapfelbusch als Peitsche unter der Achsel und die Legende vom Heiligen Yves grüßend: Das ist eine Silhouette, die man sehen und immer wieder ansehen muß, trifft man sie auf seinem Wege . . .

. . . Ich arbeite immer für ein paar Freunde und einige Künstler. Seit ich die Zeichnungen hergezeigt habe, bekomme ich viel Besuch und — höchst komisch und schmeichelhaft — die Mäker geben mir Bildaufträge! Munkaczy, Zichy, Degas, De Neuville haben mir Avancen gemacht. Ich suche nur Eins: nicht an Das denken, was die Anderen machen oder gemacht haben; Das schadet und bringt vom Eigenen ab. Man fragt mich, ob ich in Pastell oder in Oel arbeite; was mir daran liegt! Ich arbeite, wovon es mir paßt, und morgen in Oel, wenn es mich reizt und ich mehr darin finde. Ich habe übrigens Oelstudien gemacht, um das Modell nicht zu ermüden. Du hast völlig Recht: Das ist schon beinahe Akademie; aber ich sehe auf diese Art. Ich kann unter diese Maschinen „Ich hab's gesehen“ schreiben, „gesehen in einem Restaurant der Champs Élysées“. Du weißt, ich bin ganz versessen auf das moderne Leben und glaube, daß, will man es malen, man es dort aufsuchen muß, wo es sich in härtester Intensität zeigt, in London oder in Paris.

Schöne Mädchen in einer großen Landschaft, — ja: Das ist etwas sehr Feines. Mein alter Kollege Rubens wußte es, wenn er seine Rubel großer, starkbrüstiger Weiber unter die Buchen stellte. Eine meiner Kümmernisse, Lieber, ist die Polizei. An keinem Orte dieses gelobten Frankreich darf man schöne nackte Weiber vor einen Bach stellen und sie zu ihrem größten Lobe malen. Aber ich habe mirs in den Kopf gesetzt und habe auch, vom Haß geleitet, der mir gegen alles Geseh und gegen alle Hämorrhoidarier eingeboren ist, Winkel gefunden, wo die immer vor Schlangen ängstlichen Feldgendarmen sich nicht hintrauen: und da male ich im schönsten Licht unter den Weiden Galateen, die den honetten Virgil erröthen machten.

. . . Die Liebe der Frauen hält, wie die Büchse der Pandora, alle Schmerzen des Lebens, aber sie wird eingehüllt in goldene Blätter und hat so viel Farbe und Duft, daß man nie klagen darf, die Büchse geöffnet zu haben. Jedes Glück macht sich bezahlt; ich sterbe ein Bißchen an diesen süßen und feinen Dämonen, die der schlimmen Büchse entsteigen, und trotzdem findet meine Hand, die das Alter schon zitternd macht, noch die Kraft, verbotene Schlüssel zu drehen. Was ist Leben, Ruhm, Kunst! Ich gebe Alles für die benedicten Stunden, die mein Kopf in Sommer Nächten auf Brüsten lag, geformt unter dem Becher des Königs von Thule, nun wie dieser dahin und verschwunden . . .

. . . Ich habe eine Zeichnung mit der Devise des Heiligen Hieronymus gemacht: Tota mulier in utero. Die Zeichnung ist noch viel mehr schlechter Kitich als meine Devise. Bouguereau wird mich noch zu seinem Universalerben machen. Ich wende mich zum Prix de Rome. Ich werde diabetisch.

. . . Der junge Dumas hat die wahre Formel für die moralischen Krankheiten gefunden, die unsere Generation bedrückt und geschwächt haben: die Frauen inspi-

ritten große Dinge und hindern uns, sie auszuführen. Die erste Qualität einer Frau ist die Güte. Die Güte kann schöne Hüften haben. Gott hat sie selbst so geschaffen. Diese gesunden Aphorismen sollten in goldenen Lettern bei allen Künstlern glänzen.

Ich habe einen Horror vor aller Popularität; und die Klaffe der großen Fama, die den Lippen der „*Dhnetes Wens*“ so süß sind, verursachen mir nur Ekel. Meine Kunst ist nicht, existirt nicht. Ich sehe da nichts als eine leichte Weistreichheit und diese Art Kunst geht mir gegen den Strich. Ich liebe meine Obskurität. Ich stelle nicht aus, um mich nicht einer ehrenden Erwähnung durch Herren auszusetzen, die oft nicht genug Ehre für ihre ganz persönlichen Angelegenheiten haben, und weil ich Keinem das Recht zugesteh, mich zu „ehren“; solche Anerkennung scheint mir die äußerste Erniedrigung. Ich weiß nicht, ob ich Etwas mache, das mir gefällt; und der Beifall der Anderen ist mir so gleichgiltig wie die Handschuhe vom letzten Jahre. . . Ich habe nur eine Qualität: ein vom Publikum verachtetes Ideal; und manche meiner Blätter sind nichts als der Versuch, meinen Hintern auf das Gesichtsniveau des Publikums zu bringen. „Und als man ihn fragte, weshalb er sich um eine Kunst mühe, die kaum Einer kenne, sagte er: *J'en ai besoin de peu, j'en ai besoin d'un, j'en ai besoin de pas un.*“ Das ist von Montaigne. Und wenn zufällig passiert, daß ich mir was einbilde, dann sehe ich mir die „Melancholie“ oder „Ritter, Tod und Teufel“, das Hundertguldenblatt oder den alten Höllebraugel an und fühle sofort, wie offenkundig und gering unsere Kunst ist. Aber im Grunde: das Alles ist nicht das Lied der Lerche im frühen Morgen werth oder die weißen Blütensträuße, die die verliebten Schneeballtrauken an mein Fenster Sims werfen.

Félicien Rops.



Goethe 'auf dem Vesuv.

Nach in der zweiten Aprilwoche die Berichte über den Ausbruch der vesuvischen Lava sich zum Gebirg häuften und die Reporter immer wieder, in längst vorher fertigen Sätzen, meldeten, in der Nachbarschaft des Vulkans sei alles blühende Leben erstarrt, das Paradies zur Wüste geworden (und so weiter), griff ich nach den Bänden der Italienischen Reise. Und war bald so gepackt, daß ich mir sagte: Nach dem Marsch durch das Holzpapierdickicht plötzlich, unter mittelwüchziger Prosa, die Defensspur des Genius zu finden, muß Jeden frenen. Der halbwegs Gebildete hats ja mehr als einmal gelesen; doch mancher vielleicht lange nicht. Laßt Euch ein paar Abschnitte wieder gefallen; im neuen Deutschland thut diese kräftige Schlichtheit so wohl. Ich nehme nur die Sätze heraus, die zu dem vulkanischen Geländ irgend eine Beziehung haben. Goethe kam (mit dem Tassomanuskript im Reisefad) aus Rom, hatte in Velletri, Fondi und Sant' Agata gerastet, die pontinischen Sümpfe und die Felsenlage von Terracina gesehen und langte am fünfundzwanzigsten Februar 1787 „mit guten Vorbedeutungen“ in Neapel an.

Der Vesuv blieb uns immer zur linken Seite, gewaltfam dampfend, und ich war still für mich erfreut, daß ich diesen merkwürdigen Gegenstand endlich auch mit Augen sah. Der Neapolitaner glaubt, im Besitz des Paradieses zu sein, und hat von den nördlichen Ländern einen sehr traurigen Begriff. *Sempre neve, casa di logno, gran ignoranza, ma danari assai.* Solch ein Bild machen sie sich von unserem Zustande! Zur Erbauung sämtlicher deutschen Völkerschaften heißt diese Charakteristik übersezt: Zimmer

Schnee, hölzerne Häuser, große Unwissenheit, aber Geld genug. Neapel selbst kündigt sich froh, frei und lebhaft an; unzählige Menschen rennen durch einander, der König ist auf der Jagd, die Königin guter Hoffnung: und so kanns nicht besser gehen. Die Ufer, Buchten und Bufen des Meeres, der Vesuv, die Stadt, die Vorstädte, die Kastelle, die Luftströme! Ich vergieh es Allen, die in Neapel von Sinnen kommen, und erinnerte mich mit Rührung meines Vaters, der hier einen unauslöschlichen Eindruck erhalten hatte. Und wie man sagt, daß Einer, dem ein Gespenst erschienen, nicht wieder froh wird, so konnte man umgekehrt von ihm sagen, daß er nie ganz unglücklich werden konnte, weil er sich immer wieder nach Neapel dachte. Ich bin nun, nach meiner Art, ganz still und mache nur, wenns gar zu toll wird, große, große Augen. Daß kein Neapolitaner von seiner Stadt weichen will, daß ihre Dichter von der Glückseligkeit der hiesigen Lage in gewaltigen Hyperbeln singen, ist ihnen nicht zu verdenken, und wenn auch noch ein paar Besuche in der Nähe händen. Wegen die hiesige freie Lage kommt Einem die Hauptstadt der Welt im Tiefergrund wie ein altes, übel placirtes Kloster vor.

Den zweiten März bestieg ich den Vesuv, obgleich bei trübem Wetter und unwölktem Gipfel. Während gelangt ich nach Resina, sodann auf einem Raulthier den Berg zwischen Weingärten hinauf; nun zu Fuß über die Lava vom Jahr Einundsiebenzig, die schon feines, aber festes Moos auf sich erzeugt hatte; dann an der Seite der Lava her. Ferner den Aschenberg hinauf, welches eine saure Arbeit ist. Endlich erreichten wir den alten, nun ausgefüllten Krater, fanden die alten Laven von zwei Monaten, vierzehn Tagen, ja, eine schwache von fünf Tagen schon erkaltet. Wir stiegen über sie an einem erst aufgeworfenen vulkanischen Hügel hinauf; er dampfte aus allen Enden. Der Rauch zog von uns weg und ich wollte nach dem Krater gehen. Wir waren ungefähr fünfzig Schritte in den Dampf hinein, als er so stark wurde, daß ich kaum meine Schuhe sehen konnte. Das Schnupftuch vorgehalten: half nichts; der Führer war mir auch verschwunden, die Tritte auf den ausgeworfenen Lavabrüdchen unsicher: ich fand für gut, umzukehren und mir den gewünschten Anblick auf einen heiteren Tag und verminderten Rauch zu sparen. Uebrigens war der Berg ganz still: weder Flammen noch Brausen noch Steinwurf, wie er doch die ganze Zeit her trieb. Ich habe ihn nun refognosjirt, um ihn förmlich, sobald das Wetter gut werden will, zu belagern. Die Laven, die ich fand, waren mir meist bekannte Gegenstände. Ein Phänomen hab' ich aber entdeckt, das mir sehr merkwürdig schien und das ich näher untersuchen, nach welchen ich mich bei Kennern und Sammlern erkundigen will. Es ist eine tropffteinförmige Bekleidung einer vulkanischen Oefse, die ehemals zugewölbt war, jetzt aber aufgeschlagen ist und aus dem alten, nun ausgefüllten Krater herausragt. Dieses feste, grauliche tropffteinförmige Gestein scheint mir durch Sublimation der allerfeinsten vulkanischen Ausdünstungen ohne Mitwirkung von Feuchtigkeit und ohne Schmelzung gebildet worden zu sein; es giebt zu weiteren Gedanken Gelegenheit.

Obgleich ungeru, doch aus treuer Geselligkeit begleitete Tischwein mich heute (am sechsten März) auf den Vesuv. Wir fuhren auf zwei Kaleschen, weil wir uns als Selbstführer durch das Gewühl der Stadt nicht durchzuwinden getrauten. Der Weg durch die äußersten Vorstädte und Gärten sollte schon auf etwas Plutonisches hindeuten. Denn da es lange nicht geregnet, waren von diesem, aschgrauem Staub die von Natur immergrünen Blätter überdeckt, alle Dächer, Gurtgesimse, und was nur irgend eine Fläche bot, gleichfalls übergraut, so daß nur der herrliche blaue Himmel und die hereinerscheinende mächtige Sonne ein Zeugniß gab, daß man unter den Lebendigen wandle. Am Fuß des steilen Hanges empfingen uns zwei Führer, ein älterer und ein jüngerer. Beides sehr tüchtige

Leute. Der erste schleppte mich, der zweite Tischbein den Berg hinauf. Sie schleppten, sage ich: denn ein solcher Führer umgürtet sich mit einem lebernen Riemen, in welchen der Reisende greift und, hinaufwärtsgezogen, sich an einem Stabe, auf seinen eigenen Füßen, desto leichter emporhilft.

So erlangten wir die Fläche, über welcher sich der Regelsberg erhebt; gegen Norden die Trümmer der Somma. Ein Blick westwärts über die Gegend nahm, wie ein heiliges Bad, alle Schmerzen der Anstrengung und alle Müdigkeit hinweg und wir umkreisten nunmehr den immer qualmenden, Stein und Asche auswerfenden Regelsberg. So lange der Raum gestattete, in gehöriger Entfernung zu bleiben, war es ein großes, geist-erhebendes Schauspiel. Erst ein gewaltthamer Donner, der aus dem tiefsten Schlund hervortönte, jodann Steine, größere und kleinere, zu Tausenden in die Luft geschleudert, von Aschenwolken eingehüllt. Der größte Theil fiel in den Schlund zurück. Die anderen, nach der Seite zu getriebenen Brocken, auf die Außenseite des Kegels niederfallend, machten ein wunderbares Geräusch: erst plumpen die schwereren und hupsten mit dumpfem Getöse an die Regelseite hinab, die geringeren klapperten hinterdrein und zuletzt rieselte die Asche nieder. Dieses Alles geschah in regelmäßigen Pausen, die wir durch ein ruhiges Zählen sehr wohl abmessen konnten. Zwischen der Somma und dem Regelsberg ward aber der Raum eng genug; schon fielen mehrere Steine um uns her und machten den Umgang unerfreulich. Tischbein fühlte sich nunmehr auf dem Berge noch verdrießlicher, da dieses Ungethüm, nicht zufrieden, häßlich zu sein, nun auch noch gefährlich werden wollte.

Wie aber durchaus eine gegenwärtige Gefahr etwas Reizendes hat und den Widerspruchsgeist im Menschen auffordert, ihr zu trotzen, so bedachte ich, daß es möglich sein müsse, in der Zwischenzeit von zwei Eruptionen, den Regelsberg hinauf, an den Schlund zu gelangen und in diesem Zwischenraum den Rückweg zu gewinnen. Ich rathschlugte hierüber mit den Führern, unter einem überhängenden Felsen der Somma, wo wir, in Sicherheit gelagert, uns an den mitgebrachten Vorräthen erquidten. Der jüngere getraute sich, das Wagemüth mit mir zu bestehen: unsere Hutköpfe fütterten wir mit leinenen und seidenen Tüchern, wir stellten uns bereit, die Stäbe in der Hand, ich seinen Gürtel fassend. Noch klapperten die kleinen Steine um uns herum, noch rieselte die Asche, als der rüstige Jüngling mich schon über das glühende Geröll hinaufriß. Hier standen wir an dem ungeheuren Rachen, dessen Rauch eine leise Luft von uns ablenkte, aber zugleich das Innere des Schlundes verhüllte, der ringsum aus tausend Rigen dampfte. Durch einen Zwischenraum des Qualmes entdeckte man hier und da geborstene Felsenwände. Der Anblick war weder untröstlich noch erfreulich; aber eben deswegen, weil man nichts sah, verweilte man, um Etwas herauszusehen. Das ruhige Zählen war verstimmt; wir standen auf einem scharfen Rand vor dem ungeheuren Abgrund. Auf einmal erscholl der Donner, die fürchtbare Ladung flog an uns vorbei: wir duckten uns unwillkürlich, als wenn uns Das vor den niederstürzenden Massen gerettet hätte; die kleineren Steine klapperten schon und wir, ohne zu bedenken, daß wir abermals eine Pause vor uns hatten, froh, die Gefahr überstanden zu haben, kamen mit der noch rieselnden Asche am Fuß des Kegels an, Hüte und Schuttern genugsam eingeschert.

Von Tischbein aufs Freundlichste empfangen, gecholten und erquid, konnte ich nun den älteren und neueren Laven eine besondere Aufmerksamkeit widmen. Der betagte Führer wußte genau die Jahrgänge zu bezeichnen. Keltere waren schon mit Asche bedeckt und ausgeglichen, neuere, besonders die langsam geflossenen, boten einen seltsamen Anblick; denn indem sie, fortschleichend, die auf ihrer Oberfläche erstarrten Massen eine Zeit lang mit sich hinschleppen, so muß es doch begegnen, daß diese von Zeit zu Zeit stoden, aber,

von den Bluthströmen noch fortbewegt, über einander gehoben, wunderbar zackig erstarrt verharren, seltsamer als im ähnlichen Fall die über einander getriebenen Erdschollen. Unter diesem geschmolzenen Wüsten Wesen fanden sich auch große Blöcke, welche, angeschlagen, auf dem frischen Bruch einer Urgebirgsart völlig ähnlich sahen. Die Führer behaupteten, es seien alte Lavas des tiefsten Grundes, welche der Berg manchmal auswerfe.

Das Frühjahr tritt ein und wir werden Regentage haben. Noch ist der Gipfel des Vesubs nicht heiter geworden, seit ich droben war. Diese letzten Nächte sah man ihn manchmal flammen, jetzt hält er wieder inne; man erwartet stärkeren Ausbruch. Die Stürme dieser Tage haben uns ein herrliches Meer gezeigt; da ließen sich die Wellen in ihrer würdigen Art und Gestalt studiren: die Natur ist doch das einzige Buch, das auf allen Blättern großen Gehalt bietet.

Pompeji zeigt Jedermann wegen seiner Enge und Kleinheit in Verwunderung. Schmale Straßen, abgleich grade und an der Seite mit Schrittplatten versehen, kleine Häuser ohne Fenster, aus den Höfen und offenen Galerien die Zimmer nur durch die Thüren erleuchtet. Selbst öffentliche Werke, die Bank am Thor, der Tempel, sodann auch eine Villa in der Nähe, mehr Modell und Puppenjoch als Gebäude. Diese Zimmer, Gänge und Galerien aber aufs Feinste gemalt, die Wandflächen einformig, in der Mitte ein ausführliches Gemälde, jetzt meist ausgebrochen, an Kanten und Ecken leichte und geschmackvolle Arabesken, aus welchen sich auch wohl niedliche Kinder- und Nymphengestalten entwickeln, wenn an einer anderen Stelle aus mächtigen Blumengewinden wilde und zahme Thiere hervordringen. Und so deutet der jetzige ganz wüste Zustand einer erst durch Zlein- und Nischenregen bedeckt, dann aber durch die Aufgrabenden geplünderten Stadt auf eine Kunst- und Bilderkunst eines ganzen Volkes, von der jetzt der eifrigste Liebhaber weder Begriff noch Gefühl noch Bedürfnis hat. Bedenkt man die Entfernung dieses Ortes vom Vesuv, so kann die bedeckende vulkanische Masse weder durch ein Schleudern noch durch einen Windstoß hierher getrieben sein; man muß sich vielmehr vorstellen, daß diese Steine und Asche eine Zeit lang wolkenartig in der Luft geschwebt, bis sie endlich über diesen unglücklichen Ort niedergegangen. Es ist viel Unheil in der Welt geschehen, aber wenig, das den Nachkommen so viel Freude gemacht hätte.

Den wunderlichen, halb unangenehmen Eindruck dieser mumifizirten Stadt wuschen wir wieder aus den Gemüthern, als wir, in der Laube, zunächst des Meeres, in einem geringen Gasthof sitzend, ein frugales Mahl verzehrten und uns an der Himmelsbläue, an des Meeres Glanz und Licht ergöyten. . . Wir erbaten uns die Erlaubniß, in eins hineinzutreten, und fanden es sehr reinlich eingerichtet. Reit geschochene Rohrstütze, eine Kommode, ganz vergolbet, mit bunten Blumen staffirt und lackirt, so daß nach so vielen Jahrhunderten, nach unzähligen Veränderungen diese Gegend ihren Bewohnern ähnliche Lebensart und Sitte, Neigungen und Liebhabereien einflößt.

Die vesuvianischen Produkte hab' ich auch nun gut studirt; es wird doch Alles anders, wenn man es in Verbindung sieht. Eigentlich sollt' ich den Rest meines Lebens auf Beobachtung wenden; ich würde Manches auffinden, was die menschlichen Kenntnisse vermehren dürfte. . . Neapel ist ein Paradies; Jedermann lebt in einer Art von trunkenen Selbstvergeffenheit. Wir geht es eben so: ich erkenne mich kaum, ich scheine mir ein ganz anderer Mensch. Gestern dacht' ich: Entweder Du warst sonst toll oder Du bist es jetzt. . . Wenn ich Worte schreiben will, so sehen mir immer Bilder vor Augen, des fruchtbarsten Landes, des freien Meeres, der duffigen Inseln, des rauchenden Berges; und mir fehlen die Organe, das Alles darzustellen. Ich habe viel gesehen und noch mehr gedacht; die Welt eröffnet sich mehr und mehr; auch Alles, was ich schon langeweiß, wird mir erst

eigen. Welch ein früh wissendes und spät äbendes Geschöpf ist doch der Mensch! .. Hier wissen die Menschen gar nichts von einander, sie merken kaum, daß sie neben einander hin und her laufen; sie rennen den ganzen Tag in einem Paradies hin und wider, ohne sich viel umzusehen, und wenn der benachbarte Höllenschlund zu toben anfängt, hilft man sich mit dem Blute des Heiligen Januarius, wie sich die übrige Welt gegen Tod und Teufel auch wohl mit Blut hilft oder helfen möchte.

Die Kunde einer soeben ausbrechenden Lava, die, für Neapel unsichtbar, nach Ottajano hinunterfließt, reizte mich, zum dritten Mal den Besuch zu besuchen. Man habe auch tausendmal von einem Gegenstand gehört; das Eigenthümliche spricht nur zu uns aus dem unmittelbaren Anschauen. Die Lava war schmal, vielleicht nicht breiter als zehn Fuß; allein die Art, wie sie eine sanfte, ziemlich ebene Fläche hinabfloß, war auffallend genug; denn indem sie während des Fortfließens an den Seiten und an der Oberfläche verflüht, so bildet sich ein Kanal, der sich immer erhöht, weil das geschmolzene Material auch unterhalb des Feuerstromes erstarrt, welcher die auf der Oberfläche schwimmenden Schlacken rechts und links gleichförmig hinunterwirft, wodurch sich denn nach und nach ein Damm erhöht, auf welchem der Bluthstrom ruhig fortfließt wie ein Mühlbach. Wir gingen neben dem ansehnlich erhöhten Damm her; die Schlacken rollten regelmäßig an den Seiten herunter bis zu unseren Füßen. Durch einige Lücken des Kanals konnten wir den Bluthstrom unten sehen und, wie er weiter hinabfloß, von oben beobachten. Durch die hellste Sonne erschien die Gluth verdußert; nur ein mäßiger Rauch stieg in die reine Luft. Ich hatte Verlangen, mich dem Punkt zu nähern wo sie aus dem Berge bricht; dort sollte sie, wie mein Führer versicherte, sogleich Gemölb und Dach über sich her bilden, auf welchem er ditzo gestanden habe. Auch Dieses zu sehen und zu erfahren, stiegen wir den Berg wieder hinauf, um jenen Punkt von hinten her beizukommen. Glücklicher Weise fanden wir die Stelle durch einen lebhaften Windzug entblößt, freilich nicht ganz, denn ringsum qualmte der Dampf aus tausend Röhren; und nun standen wir wirklich auf der breiartig gemundenen erstarrten Dede, die sich aber so weit vorwärts erstreckte, daß wir die Lava nicht konnten herausquellen sehen. Wir versuchten noch ein paar Schritte, aber der Boden ward immer glühender; Sonne verfinstern und erstickend wickelte ein unüberwindlicher Qualm. Der vorausgegangene Führer kehrte bald um, ergriff mich und wir entwandten uns diesem Höllenbrudel. Nachdem wir die Augen an der Aussicht, Gaumen und Brust aber am Wein gelabt, gingen wir umher, noch andere Zufälligkeiten dieses mitten im Paradies aufgethürmten Höllengipfels zu beobachten. Einige Schlände, die als vulkanische Eßen keinen Rauch, aber eine glühende Luft fortwährend gewaltig ausstießen, betrachtete ich wieder mit Aufmerksamkeit. Ich sah sie durchaus mit einem tropfsteinartigen Material tapazirt, welches zigen- und zapfenartig die Schlände bis oben bekleidete. Bei der Ungleichheit der Eßen fanden sich mehrere dieser Dunstprodukte ziemlich zur Hand, so daß wir sie mit unjeren Stäben und einigen hakenartigen Vorrichtungen gar wohl gewinnen konnten. Bei dem Lavahändler hatte ich schon dergleichen Exemplare unter der Rubrik der wirklichen Laven gefunden und ich freute mich, entdeckt zu haben, daß es vulkanischer Ruß sei, abgesehen aus den heißen Schwaben, die darin enthaltenen verflüchtigten mineralischen Theile offenbarend.

Der herrlichste Sonnenuntergang, ein himmlischer Abend erquickten mich auf meiner Rückkehr; doch konnte ich empfinden, wie sinnverwirrend ein ungeheurer Wegensatz sich erweise. Das Schreckliche zum Schönen, das Schöne zum Schrecklichen: Beides hebt einander auf und bringt eine gleichgiltige Empfindung hervor. Gewiß wäre der Neapolitaner ein anderer Mensch, wenn er sich nicht zwischen Gott und Satau eingeklemmt fühlte.

(Im Juni, nach der Rückkehr aus Sizilien.) Der Lohnbediente, welcher mir den ausgefertigten Paß zustellte, erzählte zugleich, meine Abreise bedauernd, daß eine starke Lava, aus dem Vesuv hervorgebrochen, ihren Weg nach dem Meer zu nehmen; an den steileren Abhängen des Berges sei sie beinahe schon herab und könne wohl in einigen Tagen das Ufer erreichen. Unter mancherlei Beschäftigungen, Zahlungen und Einpacken kam die Nacht heran; ich aber eilte schnell nach dem Molo. Hier sah ich nun alle die Feuer und Lichter und ihre Widerscheine, nur bei bewegtem Meer noch schwankender, den Vollmond in seiner ganzen Herrlichkeit neben dem Sprühfeuer des Vulkans; und nun die Lava, die neulich fehlte, auf ihrem glühenden, ernstern Wege . . . Ich blieb auf dem Molo sitzen, bis mir, ungeachtet des Zu- und Abflüßens der Menge, ihres Deutens, Erzählens, Vergleichens, Streitens, wohin die Lava strömen werde, und was dergleichen Unsug noch mehr sein mochte, die Augen zufallen wollten . . .

(Am nächsten Tag.) Sehnsuchtsvoll blickte ich nach dem Dampf, der, den Berg herab langsam nach dem Meer ziehend, den Weg bezeichnete, welchen die Lava stündlich nahm. . . Die Herzogin von Giovane stieß einen Fensterladen auf und ich erblickte, was man in keinem Leben nur einmal sieht. That sie es absichtlich, mich zu überraschen, so erreichte sie ihren Zweck vollkommen. Wir standen an einem Fenster des oberen Geschosses, der Vesuv gerade vor uns; die herabfließende Lava, deren Flamme bei längst niedergegangener Sonne schon deutlich glühte und ihren begleitenden Rauch schon zu vergolden anfang; der Berg gewaltig tobend, über ihm eine ungeheure feststehende Dampf- wolke, ihre verschiedenen Massen bei jedem Auswurf blitzartig gesondert und körperhaft erleuchtet; von da herab bis gegen das Meer ein Streifen von Wäthen und glühenden Täufsten; übrigen Meer und Erde, Fels und Wachsthum deutlich in der Abenddämmerung, klar, friedlich, in einer zauberhaften Ruhe. Dies Alles mit einem Blick zu übersehen und das hinter dem Berggründen hervortretenden Vollmond als die Erfüllung des wunderbaren Bildes zu schauen, mußte wohl Erstaunen erregen. Je mehr die Nacht wuchs, desto mehr schien die Gegend an Klarheit zu gewinnen: der Mond leuchtete wie eine zweite Sonne; die Säulen des Rauches, dessen Streifen und Massen durchleuchtet, bis ins Einzelne deutlich, ja, man glaubte, mit halbweg bewaffnetem Auge die glühend ausgeworfenen Felsklumpen auf der Nacht des Regelsberges zu unterscheiden. Meine Wirthin (so will ich sie nennen, weil mir nicht leicht ein köstlicheres Abendmahl zubereitet war) ließ die Kerzen an die Gegenseite des Zimmers stellen; und die schöne Frau, vom Mond beleuchtet, als Vorbergrund dieses unglaublichen Bildes, schien mir immer schöner zu werden, ja, ihre Lieblichkeit vermehrte sich besonders dadurch, daß ich in diesem südlichen Paradies eine sehr angenehme deutsche Mundart vernahm. Ich vergaß, wie spät es war, so daß sie mich zuletzt aufmerksam machte: sie müsse mich, wie wohl ungern, entlassen: die Stunde nahe schon, wo ihre Galerien klostermäßig verschlossen würden. Und so schied ich zaubernd von der Nähe und von der Ferne, mein Gesicht segnend, das mich für die widerwillige Artigkeit des Tages noch schön am Abend belohnt hatte. Unter den freien Himmel gelangt, sagte ich mir vor, daß ich in der Nähe dieser größeren Lavas doch nur die Wiederholung jener kleineren würde gesehen haben und daß mir ein solcher Ueberblick, ein solcher Abschied aus Neapel nicht anders als auf diese Weise hätte werden können.



Deutsche Anleihen^{*)}.

Wie auf manchem Gebiet, verbürgt auch auf dem der deutschen Staatsanleihen der äußere nicht den inneren Erfolg. Diese Anleihen werden immer überzeichnet, bringen aber wenig Glück und bescheeren selbst den Leitern der Finanzgeschäfte selten reine Freude. Diesmal wurden 500 Millionen Mark Reichsanleihe und Konsols zu $3\frac{1}{2}$ Prozent verlangt. Davon sind nur 260 Millionen für das Reich bestimmt, also weniger als für Preußen; und das Reich braucht doch mehr. Fürchtete man, die Russenanleihe könne früher herauskommen und der Geldmarkt dann nicht mehr die wünschenswerthe Aufnahmefähigkeit zeigen? Fast sieht es aus, als habe man die Transaktion hastig betrieben, um vor dem Russenconsortium, dem Deutschland auf amtlichen Wunsch fern bleibt, fertig zu sein. Ein paar Tage vorher war ja schon eine chilenische Anleihe herausgekommen, die einen sehr guten Erfolg hatte, trotzdem (oder: weil?) wieder ein berechtigten Ansprüchen genügender Prospekt zu vermissen war. Allzu große Eile wirkt bei solchen Geschäften nicht günstig. Auch die Bedingungen der deutschen Anleihe konnten Bedenken erregen. Als genau vor einem Jahr nach fünfzehnjähriger Unterbrechung zum ersten Mal wieder eine $3\frac{1}{2}$ -prozentige Reichsanleihe emittirt wurde, war der Begebungspreis 100,50 und der Kurs für die Zeichnung 101,10. Diesmal mußte das Papier um 1 Prozent billiger gegeben werden. Daraus könnte der Ausländer schließen, der Kredit des Deutschen Reiches habe sich in diesem Jahr verschlechtert; daß unsere Finanzlage gut sei, glaubt heute schon kein Fremder mehr, der die Parlamentsreden und die Artikel über die Reichsfinanzreform gelesen hat. Nun hat sich in den letzten zwanzig Jahren die Schuldenlast des Deutschen Reiches zwar beträchtlich erhöht; sie ist aber noch immer nicht bedrohlich hoch. Seit dem Jahr 1887 ist sie von 486,20 auf 3563,50 Millionen gestiegen. Die Steigerung ist nicht gering; aber die Zinszahlung erforderte in diesem Jahr nur 126,54 Millionen und die Gesamtausgaben des Reiches waren auf 2406,27 Millionen veranschlagt. Dieses Verhältnis ist also durchaus erträglich. Daß es trotzdem auf dem deutschen Rentenmarkt schlecht aussieht und die Finanzverwaltung, um ihre Anleihe sicher unterzubringen, den Kurs erniedrigen und den Zinsfuß erhöhen mußte, ist eine Thatsache, die Beachtung verdient.

Als Miquel den ersten Versuch mit einer dreiprozentigen Anleihe machte, wurde ihm in der Presse vorgeworfen, er habe die wirthschaftlichen Verhältnisse Deutschlands

*) Mit dem Erfolg der neuen deutschen Anleihe läßt sich diesmal nicht allzu laut prunken. 500 Millionen wurden verlangt, 850 Millionen gezeichnet. Wenn man bedenkt, daß es namentlich in den der Börse nahen Kreisen Leute gibt, die mindestens 100000 Mark zeichnen, wenn sie 10000 haben wollen, darf man dieses Ergebnis nicht glänzend nennen. Einen Tag vorher war die Subskription auf die $4\frac{1}{2}$ -prozentige chilenische Goldanleihe sofort nach der Eröffnung wegen Ueberzeichnung geschlossen worden. Und am Ende erleben wir Nehliches mit der neuen Russenanleihe, die (2¼ Millionen Francs) zu 88 herauskommen soll. All diese Ziffern beweisen freilich nichts Rechtes. Wir könnten zufrieden sein, wenn wir die Gewißheit hätten, daß die deutsche Anleihe sicher untergebracht ist. Das ist aber mindestens zweifelhaft. Der Kurs der alten Anleihen war bald nach der neuen Emission schon wieder um $\frac{1}{2}$ Prozent gesunken. Und das Geld bleibt knapp. Immerhin können wir dem Ausland sagen, daß auch unsere Anleihe überzeichnet ist.

falsch eingeschätzt. Das Reich sei noch nicht reif für so niedrig verzinsten Anleihen, weil es erst im Anfang seiner industriellen Entwicklung stehe; die Industrie brauche noch so viel Kapital, daß sie den Staatsrenten auf Jahre hinaus eine gefährliche Konkurrenz machen werde. Die seit 1890 in Deutschland ausgegebenen Aktien und Obligationen industrieller Unternehmungen haben ja wirklich sehr große Summen aufgezehrt, die sonst vielleicht in deutscher Staatsrente angelegt worden wären. Diese Entwicklung hat auch den Zinsanspruch gesteigert; dreiprozentige Papiere konnten den Kapitalisten nicht reizen, dem die Industrie sein Geld mit 5 und 6 Prozent verzinst. Die geringere Sicherheit nahmen die Meisten unbedenklich hin, weil sie lieber gut essen als völlig ungehört schlafen wollten (und schließlich auch als Industriekapitalist eine recht gute Nacht hatten). Das Experiment mit den dreiprozentigen Anleihen mißglückte; der Kurs sank so tief unter den Ausgabepreis von 87, daß die Anleihe des Jahres 1892 zu 83,60 begeben werden mußte. Wer damals dreiprozentige Reichsanleihe gekauft und bis heute behalten hat, kann, da sie jetzt auf 89 steht, einen ganz hübschen Kursgewinn verzeichnen; noch besseren Einer, der Ende 1895 oder 1896 verkauft hat, als der Kurs über 99, also auf das heutige Niveau der dreiprozentigen französischen Rente, gestiegen war. Die Möglichkeit, an deutscher Reichsanleihe Geld zu verdienen, war also gegeben und sprach für Riavels Versuch einer Zinsherabsetzung. Wichtiger war für den Staatsmann aber wohl ein anderer Grund: da die Anleihebedingungen in gewissem Sinn als ein Werthmesser gelten, darf Deutschland mit seiner Zinsfestsetzung nicht hinter England und Frankreich zurückbleiben. Frankreichs dreiprozentige Rentenpapiere stehen auf 99, die 2½ prozentigen englischen Konsols zwischen 90 und 91; und Deutschland sollte nicht wagen dürfen, dreiprozentige Schuldverschreibungen auszugeben? Heute ist es durch die Ungunst der Verhältnisse auf die selbe Rangstufe wie Italien und Oesterreich-Ungarn gebracht worden, die für einen Theil ihrer Anleihen schon den 3½ prozentigen Typus gewählt haben und mit den Konvertirungen fortfahren werden. Während diese Länder ihre höher verzinslichen Anleihen in solche mit geringerem Zinsfuß umwandeln, ist bei uns, allen Ernstes, der Vorschlag gemacht worden, die niedrig verzinslichen Papiere wieder „hinaufzukonvertiren“. Dann ginge die Reise zurück. Spät genug sind unsere vierprozentigen Reichsanleihen in 3½ prozentige umgewandelt worden (im Jahr 1897, nachdem schon 1886 eine 3¼ prozentige Reichsanleihe ausgegeben worden war); und die dreiprozentige Reichsanleihe ist, trotz ihren wechselnden Schicksalen, ein Standardpapier geworden, das auch im Ausland (in London, Amsterdam und Brüssel) notirt wird. Dem Ansehen Deutschlands würde also zweifellos geschadet, wenn man für die Dauer zu 3½ prozentigen Anleihen überginge oder die dreiprozentigen gar in höher zu verzinsende umwandelte.

Die Reichsanleihe ist nicht populär. Warum? Erstens, weil es Anleihen des Deutschen Reiches eigentlich gar nicht geben sollte. Das klingt paradox, läßt sich aber begründen. Das Reich hat nur ein geringes fundirtes Vermögen und in den fünf- und zwanzig Bundesstaaten, von denen jeder Anleihen emittirt, auf dem Markt Konkurrenz. Die Aktiva des Reiches, abgesehen von den Reichseisenbahnen, deren Einnahmen noch nicht den fünften Theil des für Anleihezinsen erforderlichen Betrages decken, und der Reichspost, zum größten Theil aus dem Ertrag der indirekten Steuern; Preußen dagegen hat in seinen Eisenbahnen ein Vermögensobjekt, dessen Ertrag mehr als doppelt so groß ist wie das Erforderniß für die Ver-

zinsung der Staatsschuld. Auch in den übrigen Bundesstaaten übersteigen die Eisenbahneinnahmen die für den Zinsendienst der Anleihen erforderlichen Summen oder kommen ihnen wenigstens sehr naß, wie in Bayern und Württemberg. Die bundesstaatlichen Anleihen sind also besser fundirt als die des Reiches; die Bundesstaaten müssen aber auch für die Reichsanleihezinsen aufkommen: sie haben, nach der Verfassung, die Reichsausgaben zu decken, die über die Einnahmen hinausgehen. Ein Schuldner, der, wie das Reich, eine Anzahl potenter Bürgen hat, wird stets Kredit finden; aber er darf sich nicht wundern, wenn er die Frage hört, was werden solle, wenn Jahr vor Jahr neue Anleihen herauskommen. Die Anleihen des Reiches sind ewige Renten; wann oder wie die Schulden getilgt werden sollen, ist nicht gesetzlich bestimmt. Zwar giebt es für die Verwendung überschüssiger Reichseinnahmen zur Schuldentilgung Vorschriften, nach denen aus dem Ertrag der Zölle und der Tabaksteuer seit zehn Jahren denn auch Beträge bis zu 50 Millionen jährlich zur Verminderung der Reichsschuld demuyt worden sind; dabei handelt es sich aber nicht um die Amortisirung vorhandener Rententitres, sondern um eine Herabsetzung des Anleihezins: das Reich hat keine Kreditansprüche um den Betrag veräußert, der ihm aus den erwähnten Einnahmequellen zu diesem Zweck zufließt. Das bedeutet höchstens also eine indirekte Verminderung der Reichsschulden; die Aussichten für alte und neue Anleihepapiere sind dadurch noch nicht verbessert. Das Reich muß seine Einnahmen vergrößern, um den wachsenden Zinsbedarf decken zu können, der allerdings, wie schon gezeigt wurde, einstweilen nur ungefähr den zwanzigsten Theil der Gesamtausgaben des Reiches fordert.

Das deutsche Publikum hat keine starke Neigung zu deutschen Rentenpapieren; es zieht fremde vor. Vielleicht, weil ihm überhaupt noch immer das Ausländische mehr imponirt. Nun soll natürlich Keinem verwehrt werden, sein Geld dahin zu tragen, wo er sich die beste Verzinsung erhofft. Erwähnen muß man diesen Gang zum Egotischen aber, weil er die Schwierigkeiten erklären hilft, unter denen unser Rentenmarkt leidet. Die Staatsschuld Frankreichs beträgt 30 Milliarden Francs, die Englands ungefähr 800 Millionen Pfund Sterling; die Schuld des Deutschen Reiches ist also wesentlich geringer. Trotzdem und trotz den niedrigeren Zinsen, die dem französischen und englischen Kapitalisten sein Rentenpapier bringt, sind die dreiprozentige französische Rente und die 2½ prozentigen englischen Konsols populär. Sind Engländer und Franzosen ängstlicher und behalten ihr Geld deshalb lieber im Land? Daß Frankreich 9 Milliarden in russischen Papieren angelegt hat und diesen Betrag jezt noch erhöht, hat politische Ursachen; der französische Patriot will seinen Verbündeten unterstützen. Nicht auf psychologischem, sondern auf wirtschaftlichem Gebiet aber ist der Hauptunterschied zu suchen. England und Frankreich sind an Kapital viel reicher als Deutschland, haben nicht annähernd so viel Geld für die Industrie verbraucht wie wir in den letzten Jahrzehnten und finden deshalb auch für niedrig verzinsten Rente leichter Käufer. Unsere Wirtschaft war viel produktiver und deshalb hat das Anlagebedürfniß sich dem Industriegebiet zugewandt. Die Skala 2½, 3, 3½ und 4 Prozent für England, Frankreich, Deutschland und Rußland (das ja erst in seiner heutigen Lage höheren Zins zahlen muß) ist immerhin aber kein für den Deutschen erfreulicher Anblick. Und wir sind nicht sicher, ob der jezt unternommene Versuch, den Kurs der Staatsrente zu heben, gelingen wird. Die preußische Regierung hat bekanntlich einen Gesetzentwurf eingebracht, nach

dem die öffentlichen Sparkassen von ihrem verzinslich angelegten Vermögen mindestens 30 Prozent in mündelsicheren Schuldverschreibungen auf den Inhaber und davon mindestens die Hälfte in Schuldverschreibungen des Reiches und Preußens anlegen sollen. Noch vor der Sanktionierung hat dieser Gesetzentwurf einen Erfolg gehabt: die Sparkassen haben bei der neuen Subskription große Beträge gezeichnet. Jetzt können sie die Papiere, die sie, gern oder ungern, ja doch kaufen müssen, noch zu dem niedrigen Emissionskurs bekommen; später würden sie wahrscheinlich mehr dafür zu zahlen haben. Für und wider die Sparkassenvorlage ist viel gesagt und geschrieben worden; mehr, als Manchem nötig schien. Die 15 Prozent vom Gesamtbetrag des disponiblen Vermögens werden nach Menschenmessen weder dem Zinsfuß der Sparkassengelder wesentlich schaden noch dem Kurs der Staatspapiere wesentlich nützen. Die Behauptung, 'das neue Börsen' 'otordge' 'die Unzufriedenheit' 'der Sparrassen-anlage, ist so unhaltbar, daß man wirklich nichts dagegen zu sagen braucht.

Ob ein höherer Kursstand, wenn er zu erreichen wäre, die Staatsrenten beliebter machen würde? Je höher der Kurs, desto niedriger die Verzinsung; und damit wäre dem Publikum nicht gedient. Höchstens denen, die das Papier billig gekauft haben und dann von der Kurssteigerung profitieren. Im Uebrigen bliebe nur die suggestive Wirkung, die ein hoch notirtes Papier auf die Kauflust zu üben pflegt. Man könnte an kleinere Mittel denken, etwa bestimmen, daß bei gewissen Emissionen die Einzahlung auch in Raten zulässig, die Eintragung in das Staatsschuldbuch gebührenfrei, der Umsatz in deutschen Anleihen stempelfrei ist. Großer Erfolg wäre auch davon natürlich nicht zu erwarten. Eine gründliche Umgestaltung der Börsen- und Stempelgesetze würde sicher aber dem Rentenmarkt Vorteil bringen. Der Reichstagsabgeordnete Kaempff hat schon vor drei Jahren gesagt, nur die Modernisierung unserer wirtschaftlichen Gesetzgebung werde den deutschen Anleihejammer beseitigen. Erschwert man den deutschen Börsen noch weiter den Verkehr, so gehen Geschäft und Kapital ins Ausland und das internationale Geschäft meidet die deutschen Plätze. Das schadet auch den deutschen Staatspapieren, die dann weder im heimischen noch im internationalen Verkehr ausreichenden Raum finden.

Verständige Vorschriften für die Tilgung der Reichsschuld könnte eine gewisse Erleichterung schaffen. In dem Reformgesetz, über das jetzt verhandelt wird, ist eine Amortisation der Reichsschuld vom Jahr 1907 ab mit alljährlich drei Fünfteln des jeweiligen Schuldbetrages vorgesehen. Gescheite Männer haben sich oft für die freiwillige, der Finanzlage angepasste Amortisation erklärt. Unter Umständen kommt man dabei allerdings in einen *circulus vitiosus*: das zur Tilgung der älteren Anleihen Nötige muß durch neue Anleihen herbeigeholt werden und der Anleihebedarf bleibt unverändert. Eine regelmäßige Schuldentilgung gäbe aber den Kapitalisten jedenfalls die Gewißheit, daß die Reichsschuld nicht ins Grenzlose wachsen kann. Statt der amortisierbaren Anleihen wären auch auf längere Zeit unfündbare Prämien-Anleihen möglich. Deutsche Prämien-Anleihen (ich habe hier schon einmal davon gesprochen) wären vielleicht populär; doch müßte man, um auch den Ärmern die Beteiligung zu ermöglichen, kleine Stücke, etwa bis zu 50 Mark, ausgeben. Dann wäre auch die Emission 2½ prozentiger Anleihen nicht ausgeschlossen; wer auf eine Prämie hofft, fragt im Allgemeinen nicht allzu ängstlich nach der Höhe der Verzinsung. Bequem würde die Unterbringung deutscher Staatsanleihen freilich erst werden, wenn das Kapital die Lust an Industriepapieren verlor. Und ich glaube nicht, daß wir diesen Zustand herbeiwünschen dürfen.

Theater.

Der Krieg hatte nur Niederlagen gebracht. Aus der allzu laut angeführten Revolution war nichts geworden als Meuchelmord und Winkelgemegel. Europa hatte sich von dem ersten Staunen erholt und fand die Geschichte nur noch komisch. Das ist der junge Riese, vor dessen Winkel alle Staatsgewalten einst bebten, das im Westen umworbene, im Osten gefürchtete Weltreich? Nirgends Zucht; noch nicht einmal der Wille zur Organisation; nirgends ein Mann. Ein faulendes, zerfallendes Barbarenland; unsere Liberalisten hatten es immer gesagt. Knirschend trug der Russe die Schmach. Das haben wir nun. Nicht nur den Jammer, die Noth dieses dummen Krieges: für jeden Einzelnen auch noch die Schande, das Bewußtsein persönlicher Entwerthung. Das hat der Dhin uns mit seiner Leistung beschert. Und keine Hilfe. Europa will uns nicht hören. Hat Alles vergessen, was wir ihm gaben. Dostojewskij, Tolstoi, das ganze Geschlecht, das aus Gogols „Mantel“ erwuchs. Kam solches Psychologengenie, solche Epikunst aus kulturlosem Boden? Durften Repin, Awasowskij, Trubezkoi, Somow sich nicht neben Eure tüchtigsten Maler und Bildner stellen? Warum horcht Ihr auf Die jetzt nur, die ihr Vaterland schmählen, ihm Schrecken sinnen, wie einer Regerepublik ihm Eure aufgetragenen Kleider anziehen wollen? Weil Alexejew ein Gauner, Stoessel ein Bicht und im weiten Reich kein neuer Peter oder Nikolai zu finden war? Keine Antwort. Herr Gorkij und ernsthaftere Nachfahren Bakunins hatten das Wort und riefen auf allen Gassen, Rußland sei zum Untergang reif. Auch die Literatur habe ihm nur Unheil gebracht: das Volk, statt es zur That zu spornen, nur in fromme Träume gelullt. In Moskau wurde ein Nimenhäuflein ungeduldig. Gar zu albern, überall zu hören, daß wir nichts können, zu jedem sehenswerthen Werk untauglich sind. Leute, die seit acht Jahren auf weise abgegrenztem Gebietredlich gearbeitet hatten. Nicht in der Junfterwachsen, doch mit allen Künsten der Junftmeister vertraut. Um die Mitte der neunziger Jahre wars auch auf Rußlands Brettern lebendig geworden. Hoftheater und pariser Truppen in beiden Hauptstädten: ganz schön. Nur ein Bißchen langweilig. Dramen und Spieler stets aus Frankreich zu beziehen. Unsere Menschen und unsere Konflikte sind anders. Gribojedows „Unglück, zu viel Geist zu haben“, Gogols „Revisor“, Pisemskijs „Leibeigener“, Ostrowskijs Kleinbürgerkomödien, manchmal sogar Tolstois „Nacht der Finsterniß“ und „Früchte der Bildung“ werden ja aufgeführt; geben uns aber auch nicht viel von noch modernem Erleben. Unseren Jungen, Allen, die nach Garfchin kamen, und der Jeune Europe, der so Großes gelungen sein soll, ist die Gnadenpforte ge-

Iperrt. Dazu das alte Beh und Ach offiziellen Bühnenbetriebes. Großfürstliche Launen. Weiberwirthschaft. Keine Intimität, kein Zusammenhang zwischen Literatur und Theater. Antoine hat in Paris gezeigt, wie mans machen muß. Hat Autoren und Spieltalente gefunden und allmählich selbst die stolze Kundschaft der Comédie in sein Rebellenheim gelockt. Alexej Suworin macht's in Petersburg nach. Spielt alles Neue, Alles, was in Europa Marktworth hat. Immer die Petersburger! Die bilden sich in ihrem Kiefelsumpf längst ein, die Kultur gepachtet zu haben, und belächeln das träge, aus der Mode gekommene Mütterchen Moskau. Denen müssen wir endlich zeigen, daß wir nicht die rückständigen Asiaten sind, für die sie uns halten. Konstantin Alexejew, ein Industrieller, hatte mit Herren und Damen aus der moskauer Gesellschaft Theater gespielt. Leichte Sachen: Vaudevilles, Schwänke, Operetten. In Rußland, wo die Frauen wohlhabender Kaufleute und angesehenener Tshinowniks im Opernchor mitsingen (der drum auch besser klingt als bei uns), wundert sich Niemand, wenn aus der Ersten Gilde plötzlich Einer oder Eine auf die Bretter springt. Als der Erfolg den Versuch krönte, wurde aus der Spielerei bald heiliger Ernst. Der Millionär Morosow gab Geld, der Dramatiker Remitowitsch-Dantschenko literarischen Rath: der Wettkampf mit dem Kaiserlichen Theater war möglich. Moskau jubelte, Petersburg fand Alles weit übertroffen, was die Franzosen ihm je geboten hatten. Durfte man sich hinaus wagen? Gefährlich. Frau Sawin hat die Berliner nicht interessiert. Gewiß spielen sie dort viel besser. Stanislawskij hat ja in Meiningen erst gesehen, was ein Regisseur vermag. Setzt aber, in solcher Noth, im Gektöber schmähender Rede darf man nicht zagen. Immerhin wird Europa sagen, daß wir fleißig gewesen sind; wird der armen Heimath ein Bißchen Achtung zu erstreiten sein. Mehr können wir leider nicht wirken. Das Künstlerische Theater ging auf die Reise.

Vor sieben Jahren, als Maria Sawrilowna Sawina in Berlin gastirt (und sich im letzten Akt von Suworins „Tatjana Repina“ als eine Meisterin gezeigt) hatte, schrieb ich ein paar Sätze, die ich heute wiederholen möchte. „Der Russe hat die Optik des Epikers; hat sie auch, wenn er sich um theatrale Wirkung bemüht. In der Heimath kann ihm solche Wirkung gelingen: der Zeiger rückt im Zarenreich langsam vor und das Publikum hat Muße, bedächtig die Dinge, die ihm vord Auge gestellt werden, zu betrachten. Der Europäer möchte im Eilzugstempo ans Ziel, möchte in dem aufgeblättern Buch, das nach des Tages Last über kurze Abendstunden hinweghelfen soll, rasch die letzte Seite lesen; der Russe freut sich der Reise, die seines Daseins traurige Monotonie angenehm unterbricht, und ist zufrieden, wenn das Buch recht viele Blätter hat, auf denen bunte, blutrünstige oder zur Fröhlichkeit

stimrende Geschichten verzeichnet sind. Und erzählen die slavischen Bühnenprätendenten zu viel; der Neugier ihrer Landleute können sie nie genug erzählen. Dazu kommt, daß der russischen Massenpsyche der eigentliche dramatische Nerv fehlt; daß sie zu rücksichtslos hitziger Parteinahme sich schwer nur entschließen kann. Der Russe ist, selbst der Russhilf, vom Massengenie zu reichlich mit psychologischem Spürsinn bedacht, als daß der kindliche Versuch, die Menschheit in Engel und Teufel, in Ganzgute und Ganzschlimme zu scheiden, ihn befriedigen könnte; er hat im Leid seines Erlebens alles menschliche Geschehen von beiden Seiten, der hellen und der sonnenlosen, kennen gelernt, ahnt die Komplizirtheit aller Triebe und Hemmungen in der *bête humaine* und sieht in dem Verbrecher sogar, in dem von der Staatsgewalt mit dem Rainszeichen Bemakelten, nur den Unglücklichen, dem die geschäftige Phantastie tausend mildernde, erklärende, entschuldigende Umstände sucht und findet. In der slavischen Zone zärtlichen Mitleidens kulturell wuchs der Welt noch kein großer Dramatiker. Katharina wollte mit derbem deutschen Herrnwort ihrer neuen Heimath schnell eine Dramatik schaffen; bald aber mußte auch sie einsehen, daß aus unfruchtbarem Boden nicht auf Kommando zu ernten ist und daß ihr Derzhawin (dessen Oden noch heute in Rußland Bewunderer haben) auf eigenem Grund nur nachahmende Handwerkerarbeit zu liefern vermochte. Die dramatische Dichtung der Russen, deren Epik seit Gogols Tagen mächtig auf die Weltliteratur gewirkt hat, ist bis heute unter fremdem Einfluß geblieben: die Tragiker haben sich an Viktor Hugo, Delavigne und deren Erben gehalten, die Komiker Molières Technik und Typenf Kunst nachzustreben versucht... Die russischen Mimen aber brauchen die bei uns jetzt so hoch (höher als jede stilisirende Kunst) geschätzte „Natürlichkeit“ nicht erst im Westen zu lernen; sie gaben sich im bürgerlichen Schauspiel mit einer Einfachheit, die nur die ersten *Sujets* der berliner Bühnen allmählich erreicht haben. Eine orgiastische Kneiperei, zu der sich Theatermädchen mit Bankiers, Gutbesitzern und Journalisten vereinen, wurde im winzigsten Zug so echt dargestellt, wie man bei uns kaum je sehen wird.“

Sieben Jahre danach kamen die Moskauer. Aus der Stadt, der ein deutscher lutherischer Pastor, Johann Gottfried Gregory, im siebenzehnten Jahrhundert (unter Alexej Michailowitsch, dem Zögling eines Motosow) das erste Theater und die erste Theaterschule schuf. Und gaben Deutschland mit Zins und Zinseszins zurück, was die russische Kunst einst von ihm empfing. Ihr Gastspiel war eine Katastrophe für alle deutschen Bühnen. Wir haben keine, die solche Leistung, so makellose Vorstellungen zu bieten hat; keine, die sich mit solchem Recht Künstlerisches Theater nennen dürfte. Die Russen brachten kein einziges starkes Drama; und doch war jeder Abend ein Sieg. Wie wurde Das möglich?

Sie spielten das Mittelstück aus der *Godunow*-Trilogie des Grafen Alexej Tolstoi. (Beide Tolstois haben, so grundverschieden sie in Wollen und Vermögen sind, das gemeinsame Schicksal, vom deutschen Publikum mißverstanden zu werden. Als die „Macht der Finsterniß“ aufgeführt wurde, glaubte man, der Dichter kämpfe für Volksbildung und wolle sagen: Seht, wie Furchtbares Unwissenheit wirkt. Er wollte aber sagen: Wir tappen Alle im Dunkel; und in dieser Finsterniß erhellt nur eine Macht, die Liebe, unseren Pfad; Liebe zu Gott und zum Nächsten. Dem älteren Grafen Tolstoi traute man zu, er wolle, als Liberaler, die Schrecken der Autokratie schildern. Er war aber „reaktionär“ und wollte sagen: Unser großes Rußland kann einen grausamen Narren und einen weichlichen Träumer vertragen, Iwan und Feodor, denn Beide sind von Gott ihm bestimmte Zaren; gefährdet ist's erst, sobald ein Emporkömmling die Mühe des Monomachos aufstülpt; gefährdet und in unheilvolle Wirrnis geriffen, selbst wenn der Diktator ein Mann von der Kraft, dem Muth und der Schlaueit des Boris Godunow ist.) Ein achtbares Historienspiel; ungefähr auf der Linie von Delavignes Ludwigm dem Elften. Viel besser (freilich auch nüchterner), als Herr von Wildenbruch solche Sachen macht. Der Europäer müßte nachdenklich werden, wenn er hört, daß ein Drama, in dem ein Zar als halbidiotischer Schwachkopf dargestellt ist, lange vor der „Revolution“ auf russische Hofbühnen kommen konnte. Romantischer Ueberschwang im Stil Hernanis und der Maria Tudor ist gemieden und mit ernsthaftem Eifer, ohne um Gunst zu buhlen, versucht, die Handlung aus den Charakteren erwachsen zu lassen. Zar Feodor Iwanowitsch, der Sohn des Schrecklichen, ist sanft, liebenswürdig, gutmüthig, doch ein Männchen ohne Knochen, ohne herrliche Entschlußkraft und hellen Verstand. Der Tatarenspröß Boris Godunow, sein Schwager, ist klug, zäh, tapfer und rasch zur That: ein Bonaparte aus kaltem Orient. Die Bojaren schwanken zwischen dem angestammten und dem imponirenden Herrn. Wenn der Zar zur Scheidung von seiner holden Trina gezwungen würde, wäre Boris entwürzelt. Wenn sie den Zarewitsch Dmitrij zum Gossudar ausriefen, wären sie von dem Schwärmer und von dem Hausmeier befreit. Da kommt die Kunde, Dmitrij sei in Uglitsch gestorben und der Tatarenkhan rücke mit seiner Horde gegen Moskau vor. Sagend vernimmt es der letzte Kurik; nur weinen kann er und aus seiner Ohnmacht die Krage himmelan senden, warum gerade er zum Zaren ausersehen sei. Boris aber kennt kein Zaudern. Ordnet, wie in ruhiger Zeit, die Staatsgeschäfte, giebt, um die Bojaren jetzt nicht zu reizen, einem zuverlässigen Manne den Oberbefehl über das Heer und folgt ihm als einfacher Kriegsmann in den Kampf gegen die Horde. Das ist der politische Inhalt des Dramas.

Daß es mißverstanden wurde, ist nicht dem Regisseur zuzuschreiben. Herr Konstantin Alexejew, der sich als Schauspieler Stanislawskij nennt, hat seine Aufgabe klar erkannt. Die Historie lebt in jedes Russen Gedächtniß, die Intrigue ist schon weif, die Wesensart der Menschen zu monoton, im Lauf der Handlung zu wenig entwickelt, um drei Stunden lang fesseln zu können. Wo ist der tiefste Punkt des Gedichtes? In dem Verhältniß des Volkes zum Zaren. Von hier aus muß diese Welt erbaut werden. Nur zweimal zeigt uns der Dichter das Volk. Zuerst kündigt der Zar ihm, Boris habe sich dem mächtigen Bojaren Schujskij versöhnt; dann, vor der Erzengelkathedrale, erfährt es, daß Schujskij, den Boris einkerfern ließ, sich getödet habe, Feodors Bruder Dmitrij gestorben und die Horde in Moskowien eingefallen sei. Diese beiden Momente müssen benützt werden. Jede einzelne Gestalt in den Haufen hat persönliches Leben; und doch seufzt und jubelt, winselt und brüllt aus Aller Brust die russische Seele. Die Massenpsyche einer bestimmten Zeit. Wir sehen etwas Merkwürdiges, westlicher Gewöhnung kaum Faßbares. Dieser Zar ist Gott und ist Bruder. Der stolzeste Bojar und der elendeste Muschik wirft sich dreimal vor ihm in den Staub, berührt, wenn er ihm naht, mit dem Haupte dreimal die Erde; und spricht mit ihm dann wie mit Seinesgleichen. Die Formen der Anbetung; und dennoch nicht der Gestank aus dem Pferch der Knechte. Jeder weiß: Väterchen ist ein schwaches Kerlchen, das stets das Gute will, oft aber, aus Schwachheit, das Böse schafft, ein armes Menschenkind, das seines Lebens nicht froh und des Geschickes nie Meister wird; doch unser Väterchen. Batuschka, dem wir gehorchen müssen. Gott gab ihm die Krone, Gott wird ihn führen, Gottes Allmacht uns vor dem Schlimmsten gnädig bewahren. Gott, der ihn im Schoß einer Zarin weckte, beten wir an. Was könnte ein Godunow uns sein? Den rief der Herr nicht zum höchsten Amt. Der bleibe uns immer ein Fremdling. Feodor Imanowitsch gehört zu uns, wie unsere schwarze Erde, wie unser harter Winter und andere Mühsal, die wir lieben lernten; und wie wir Zwans Faust küßten, weil Gottes Zorn sie geballt hatte, so müssen wir uns auch vor dem Zärtling beugen, der vielleicht gesandt ward, die uns vom Vater geschlagenen Wunden zu heilen. Bei aller Ehrfurcht bleibt man mit Väterchen aber auf Du und Du; zupft ihn am Rockzipfel und schwächt, wie mit dem Nachbar, mit ihm, bis er ungeduldig wird. Spricht man zu Gott denn anders? Der läßt sich auch nicht Euer Majestät nennen, heißt auch nicht, daß man stumm auf seine Ansprache warte. Alle Obrigkeit ist von Gott; ist fies nicht, so maht sie sich nur Herrrecht an und darf von uns nicht Gehorsam fordern. Zar, Pope, Polizeimann: auch wenn sie die Amtspflicht nicht erfüllen, stehlen, Hurerei treiben, trunken im Straßenschmutz liegen, haben vom Weltenschöpfer

einmal die Weihe empfangen. Frage nicht, Brüderchen, wie ihr Wandel ist, sondern bücke Dich vor der heiligen Nacht, deren Gefäß sie sind. Diese islamische Stimmung mußte gezeigt werden; sonst war der Sinn des Dramas nicht zu verstehen. Und die Kunst eines Meisters wirkte ihr das Gewand.

Auch der Procht des alten, von der Tatarshina noch nicht völlig aus der Demokratie gelockerten Zarthums. Fühlt der liberale Europäer nicht, daß er im Orient ist? Das Schloß funkelt von Gold; die Karawane hat köstliche Stoffe und edles Gestein herbeigeschafft; Wand und Decke prangt in leuchtenden Farben. Jeder Bojar kleidet sich wie im Besten kein mittlerer Territorialherr; und das zerlumpte Volk, dessen harte Fronarbeit die Häufung solcher Schätze ermöglichte, stöhnt nicht, sondern freut sich des Pompes. Wie in eine Höhle kriecht man ins Schlafgemach der Zarin; und scheut sich doch nicht, auch da den Gossudar mit Botschaft und Warnung zu suchen. Hörtet Ihr im Westen je eine Glocke, die wie diese klang? So ruft, mit tausend Zungen, nur die Altmutter Moskau. Hell tönt es, nicht schrill; schnell schwingt der Klöppel und für unser Gefühl ist im ersten Augenblick gar nicht feierlich. Ueber die Menge aber kommts wie Verzückung, wie die Erfüllung sehnsüchtiger Traumwünsche. Oder ist's Hysterie? Das windet sich wie im Krampf, schlägt die Brust, lallt irre Laute, steht starr und stürzt dann, als hätte aus den Wolken sich eine Hand gereckt und den Aufrechten mit einem Streich gefällt. Die Glocke wimmert und jauchzt, das Land schluchzt und erbebt in Hoffnungwehen; und auf seiner Höhe krümmt sich der Zar: Warum ich, Urewiger, — warum gerade ich?

Die Protagonisten sind, wie sie sein müssen. Der Zar könnte jugendlicher und zarter sein. Selbst Nikolai Alexandrowitsch, an den er erinnert (der nur klüger ist, durchaus nicht der Tropf, den Zeitungsweidheit aus ihm macht), hat mehr Charme, ein adeligeres Wesen als dieser fettige Zämmerling. Die haltlose Armseligkeit des Mannes ist aber mit triebhafter Sicherheit, nicht von wägendem Verstand nur, getroffen. Vor uns steht ein redlicher Mensch, gutmüthig, mild, von dem Wunsch erfüllt, Glück zu verbreiten; der als Bürger und Familienvater Gutes gestiftet hätte, dessen Hand Kuriks Schwert aber nicht zu schwingen vermag. Und neben ihm Boris: kräftig, kalt, verschlagen; der schöne Mann aus dem Heldenbuch. Daß man ihm die tatarische Abstammung ansieht, ist wichtig. Die Zarin ein Heiligenbild; still und lieblich und doch Godunows Schwester. Shujfskij ein gut genährter, stattlicher Bojar, der schon durch die Wucht der Erscheinung wirkt. Alle sprechen einfach, sind auf den selben Ton kräftiger Natürlichkeit gestimmt und sinken nie ins Triviale. Jeder, man merkt's, kennt den Menschen, den er spielen soll, bis in die geheimste Seelenfalte; hat sich bemüht, ihm das dieser besonderen

Individualität angemessene Kleid zu schaffen, und kann auf seinem Weg nun niemals irren. („Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht, so weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln“. Und kann einen Schwächling nicht plötzlich heldisch stolziren, aus dem Munde einer Slavenmadonna nicht Sekreiß schallen lassen.) Und aus dem Gedröhn dieser Stimmen spricht zu uns Rußland.

Das alte Rußland. So war ich, spricht es, und bin im Wechsel der Zeit so, fast unverändert, geblieben. Sieh Dir den Goldreif, der Feodors Schädel umspannt, genau an. Das ist nicht mehr Kuriks Mütze. Seit Swan der Dritte sich der Nichte des letzten Basileus von Byzanz vermählt und den zweiköpfigen Adler ins goldene Wappenschild gesetzt hat, ist das Erbe der oströmischen Palaologen dem der Hordengroßthane vereint. Swan der Vierte war der Sohn einer Tatarin. Als sein Feodor, nach vierzehnjähriger Schattenherrschaft, gestorben, die letzte Frucht vom Mannesstamm Kuriks verdorrt war, schloß, gegen die Polen, deren Ladielauß sich zum Zaren ausrufen ließ, das russische Nationalgefühl mit der griechischen Orthodoxie den Bund, der vier Jahrhunderte währen sollte. Nicht nach Freiheit langte damals das Volk, sondern stand auf, um sich als Nation zu behaupten. Und als Michael Romanow den Thron der Waräger bestieg, erbt er die ungeschmälerte Bürde des Basileus und des Großthans. Der Boris, den Du hier siehst, hat die Bauern an die Scholle geschmiedet und dadurch die Macht der Bojaren, die er für sein Ufurpatorenrecht werben wollte, gestärkt. Gegen den Willen des Zaren waren aber auch sie, waren alle Stände ohnmächtig. So mußte es sein; denn nur das gekrönte, heilige Haupt, das seinem Gott allein verantwortlich ist, ragt so hoch, daß es in der Ferne schon den Weg zu erkennen vermag, der dem Volke frommt. Siehst Du mich endlich nun, wie ich bin, und ahnst, wie schwer mirs sein müßte, anders zu werden? Griechisch-orthodoxe, evangelische, römisch-katholische und armenische Christen, Kasakoliken, Mohammedaner, Israeliten, Buddhisten und Heiden leben auf meinem Boden, der vom Nördlichen Eismeer bis an die persische und chinesische Grenze reicht; Iranier und Turanier, Slaven und Germanen, Semiten und Mongolen, Hyperboräer und Stämme der ugrisch-finischen Gruppe. Ein Volk aus ihnen zu machen, schien die von der Vorsehung mir aufgebürdete Pflicht. Da blieb keine Ruhe, in ängstlichem Gewissen Freiheit und Menschenrecht zu bedenken. Wähnst Du, diese Arbeit sei jetzt gethan und ich könne bequem fortan nach dem Rhythmus Deiner Nerven leben? Dann mußt Du noch eine Strecke weiterwandern und sehen, welches Menschengethier heute mein Boden trägt. . . Genug für diesmal. Ihrer Heimath, die dem Europäer bis auf diesen Tag ein unfassbares Räthselreich blieb, gaben die Moskauer Körper und Stimme. So wurde ihr erster Sieg möglich. M. S.

Hôtel Nürnberger Hof Tucherhaus

Friedrichstrasse 180, Ecke Taubenstrasse

Wein-RestaurantDéjeuner à M. 2.—, Dinners, Soupers
von M. 3.— an, sowie à la carte**Beste Küche bei mässigen Preisen.****Bier-Restaurant**Ausschank der Freih. v. Tucher'schen
Brauerei A.-G. Nürnberg. Hell u. dunkel**Fritz Otto.****Dr. Nöhring's Sanatorium**

Neu-Coswig i. Sa.

für Lungenkranke

Nur für 24 Patienten I. Kl.

seitig vom herrlichen Kiefernwald der Lössnitz umschlossen

Ambulatorien für Herz- und Nervenranke

Berlin W.66

Potsdamerstr. 52.

Köln 21

Deutsch. Ring 15.

Bad Nauheim

Briefstr. Postf. 27.

Ambul. Nauheim geöf. April — Okt. im Hause von Dr. Hofmann's Kuranstalt.

Funktionelle Untersuchung und Behandlung.

Ausführliches im Prospekt (frei).

Gesellschaftsreisen nach **ITALIEN**

am 9. und 16. April, 10. Mai

Alle 14 Tage Sonderfahrten zur

Weltausstellung in Mailand (12 Tage, 300 M.)

Programme kostenfrei

Nordlandfahrten und Gesellschaftsreisen nach andern Ländern.

Karl Riesel's Reisebureau, Berlin, Unter den Linden 57.**Bewegung ist das rationellste Heilmittel**für $\frac{1}{10}$ aller Beschwerden
und Leiden. In
10 Minuten erzielt man
mit**Sandow's
Family Gymnastics**mehr heilsame Körper-
bewegung als durch
stundenlange andere
Tätigkeit, und „Zeit ist
Geld.“

— Von Aerzten vielfach verordnet und empfohlen. —

Preis M. 16.— complet mit Uebungs-Tabelle.

In den meisten besseren Sport- und Gummi-Geschäften zu haben.

Wo nicht erhältlich weist gern die nächste Bezugsquelle nach:

Sandow's Own Combined Developer, Hamburg, Bleichenhof Dept. Z.

Heilstätte für Herzranke

Dr. med. Tilliss. * **Berlin W., Tauenzienstrasse 19 b**

— Voller Ersatz für Nauheim. — Prospekte frei.

Bad

Gebirgsluft-Kurort ersten Ranges mit 120 km. Waldpromenaden und 36,000 Pers. jährig Frequenz. Bekanntes Solbad, natürl. Sole 4%, 2%, Krod-(Kochsals-)Trinkquelle in Wirkung ähnlich Kissingen, Homburg etc.

Illust. Prospekt, Wohnungsverzeichnis m. allen Pressen, Ortepian und Eisenbahn-Fahrplan kostenfrei vom Herzogl. Badekommissariat.

Harzburg.

Hannover

Dr. Kaufmann's Sanatorium für Gallensteineiden u. Stoffwechsellkrankh.

Steuerndieb (H). Operationslos!

Herrliche Lage. • Bewährte Methode. • Illust. Prospekte.

Für

Blutarme, Nervöse

Dr. Klopfer-Glidin (Weizen-Lecithin-EIWEISS).
Tägliche Ausgabe ca. 25 Pfg.
In Apotheken, Drog. — Wissenschaftl. Literatur kostenfrei.

Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz.

Nordseebäder **WESTERLAND** UND
WENNINGSTEDT

Frequenz 1905: 22 152 Pers.



Stärkster Wellenschlag der Westküste — Familien-Strandbäder und getrennte Damen- und Herrenbäder. Reinste Seeluft. Unvergleichlich schöner Strand.
Illustr. Prospekte versendet gratis d. Badedirektion Westerland.

Diabetes!

Hauer'sches Spezial-Institut für Diabetiker, Koetzschenebruda Sachsen. Neues kombiniertes, naturwissenschaftlich begründetes praktisch bewährtes Heilverfahren.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pfg.



Regelmässige
Schnell-Postdampfer-Verbindungen
von
BREMEN
nach
AMERIKA

New-York über Southampton Cherbourg
LONDON PARIS

Baltimore Galveston Cuba

Süd-Amerika Brasilien La Plata

Mittelmeer Aegypten

Ostasien Australien

Specialprospekte werden auch von
sämtlichen Agenturen kostenfrei ausgegeben

Norddeutscher Lloyd

Bremen

Als eine erste **Bezugsquelle** für die Beschaffung einer **gediegenen, vornehmen, stilgerechten**

≡ **Wohnungs-Einrichtung** ≡

empfiehlt sich die **altrenommierte Firma**

Societät Berl. Möbel-Zischler

Dekorationen und
:: Teppiche ::

Sonderausstellung von Speisezimmern,
Herrenzimmern, Salons und Schlaf-
zimmern von 300 M an

Kopien antiker
:: Möbel ::

Berlin SW., nur a. d. Jerusalemer Kirche 3.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27.

*Dejeuners * Dinners * Soupers*

Jäglich Concert bis morgens 4 Uhr

Weinhandlung-Restaurant-Betrieb G. m. b. H.

	Berliner-Theater-Anzeigen	
--	----------------------------------	--

Deutsches TheaterAnfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Freitag, den 20./4. **Oedipus und die Sphinx.**
 Sonnab., d. 21., Sonntg., d. 22. u. Montg., d. 23./4.

Der Kaufmann von Venedig.

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Neues TheaterAnfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Freitag, den 20. und Sonntag, den 22./4.
Ein Sommernachtstraum.

Sonnabend, d. 21./4. **Cäsar u. Cleopatra.**Montag, den 23./4. **Erdgeist.**

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Berliner Theater.**Gastspiel der Schlierseer.**

Freitag, den 20./4. 8 Uhr.

In der Sommerfrischen.

Sonnabend, den 21./4. 8 Uhr.

Amerikaseppel.

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Thalia-Theater

Freitag, den 20., Sonnab., d. 21., Sonntg., d. 22.
 Montag d. 23./4. und folgende Tage. 8 U

Hochparterre links.Sonntag, Nachm. 3 $\frac{1}{2}$ U. **Charleys Tante.****Theater des Westens.**Freitag, d. 20. u. Sonntag, d. 22./4. 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.**Die vier Grobiane.**Sonnabend, den 21./4. 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.**Schützenlied.**

Montag, d. 23./4.

7 $\frac{1}{2}$ Uhr. **Der Zigeunerbaron.**

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Lustspielhaus in BerlinDirection: **Dr. Martin Zieckel**, Friedrichstr. 235.

Freitag, den 20., Sonnabend, den 21., Sonntag,
 den 22. und Montag, den 23./4. Abds. 8 Uhr.

Die von Hochsattel.

Sonntag, Nachm. 3 Uhr.

Jugend.

Die weiteren Tage siehe Anschlagstafel.

Kleines Theater.

Freitag, den 20., Sonnabend, den 21. und
 Sonntag, den 22./4. 8 Uhr.

Hille Bobbe, Unverschämt.

Montag d. 23./4.

Abds. 8 Uhr.

Kinder der Sonne.

Sonntag, Nachm. 3 Uhr.

7 $\frac{1}{2}$ Uhr. **Nachtsyl.**

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Weinstuben Alte Eremitage

Eingang Unter den Linden 31 u. Rosmarienstr. 2.

Salons à part**Warme Küche die ganze Nacht**

Fernsprecher 1, 6048.

Karl Kummer.

1855 gegr.

MÖBEL-SPEZIAL-AUSSTELLUNG

Gegr. 1855

Speise-, Herren- und Schlafzimmer**E. Langer, Tischlermeister, Kochstrasse 62**

Vorteilhafter Einkauf — Beste Ware — Weitgehendste Garantie

Berliner-Theater-Anzeigen

KOMISCHE OPER

Direktion: Hans Gregor.

Freitag, den 20. April, Abends 8 Uhr. **Don Pasquale.**

Sonabend, den 21. April und Sonntag, den 22. April, Abends 8 Uhr.

Hoffmanns Erzählungen.

Montag, den 23. April, Abends 8 Uhr. **Figaros Hochzeit.**

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Cabaret Roland von Berlin

Potsdamerstr. 127. Hansaal.

Dir. Schneider-Dunker u. Rud. Nelson.

Tügl. 11 Uhr. Sonnt. 8 Uhr.

Luise-Theater.

Freitag, den 20./4. 8 Uhr. **Robert und Bertram.** Sonnabend, den 21./4. und Sonntag, den 22./4. 8 Uhr. **Der Salon-tiroler.** Montag, den 23./4. 8 Uhr. **Der Verschwander.**

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Cabinet-Comet

Graeger

Sect

Gold & Silber

Zu beziehen durch
die Weinhandlungen

Carl Graeger
 Sect-Kellerei
 Hochheim a. M.

Schriftsteller!



Bekannter Verlag überm. litter. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Aeusser. günst. Beding. Off. unt. B. M. 295. an Hansenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr:

Auf, in's Metropol!

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
in 9 Bildern von Julius Freund
Musik von Victor Hollaender.

Bender. Josephi. Massary. Giampietro. Frid Frid. Steidl, Lilly Walter.

Passage-Theater.

Lucie König, Corradini. Paul

Marka Freya z. H. entlass. Kammer. Anfang 8 Uhr.

HOTEL WILHELMSHOFF

BERLIN W. Wilhelmstr. 44
10 Minut. v. Amb. u. Potsd. Bhf.
Nervöse ruhige Lage, komfortable Zimmer.
Franz Vollborth, Hotelier.

Schlossbrauerei Schöneberg

Schlossbräu
in Syphons
à 5 Ltr.
Mk. 1.50



Teleph:
Amt 9
No. 9122

Schlossbrauerei Schöneberg

BERLIN W.

Weinrestaurant Grabsch

Inhaber: Emil Grabsch

BERLIN NW. 7, Dorotheenstrasse 92-93

Fernsprecher Amt I, 993

Exquisite Küche

Gutgepflegte Weine

Frühstücks-Buffer II-4.

Dr. Dreher, Christiania. Ich habe in meiner Praxis mehrere Personen mit Bonifaciussbrunnen gegen Gicht behandelt. Einige haben das Wasser in Salzsilber, die meisten aber zu Hause getrunken. Sie stimmen alle darin überein, daß das Wasser vortrefflich wirkt, nicht schlecht schmeckt und wenige Beschwerden verursacht. — Ich habe jetzt selbst in Salzsilber eine Kur durchgemacht und ich bin durchaus derselben Meinung wie meine Kranken. Druckfaden frei durch die Adrektion Salzsilber.

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

Zehlendorf bei Berlin, Wanneseebahn
Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).

Prospekt und Kur- bericht gratis. 3 Kurhäuser Behandlung chron. Leiden , besonders Frauenleiden .	<h1>Johannisbad</h1> <p> Mastersonatorium nach Dr. Lehmann Besichtigung vorzeitiger Schwächezustände. — Kuren mit giftfreien Pflanzensäften. Neu: Schönheitspflege. </p>	<h1>Eisenach 26</h1> <p> Sanitätsrat Dr. Bilfinger, ger. Dir. Johann Glau. </p>

Sanatorium Marienbad bei Goslar Harz

Phys. diät. Kuranstalt für Nervenleidende u. Erholungsbedürftige.
Moderne Einrichtungen und Heilfaktoren. Uebungstherapie für Rückenmarksleiden. Luft- und Sonnenbäder. Prospekte durch die Verwaltung.

Ärztlicher Director San.-Rat Dr. K. Benno.

Dr. med. Hofmann's
Kuranstalt für **Herzkrank**

BAD NAUHEIM b. Frankfurt a. M., Bismarckstr. 1 O, gegenüber dem staatl. Badhäusern.
Ambulante Behandlung — Sanatorium. Gastf. Ärt: Dr. med. A. Smith,
früher Schloss Marbach a. Badessa. Beilager: Dr. med. Jul. Hofmann, Dr. med. Ludwig Pöhlmann.

Dr. Stadelmann's

Klinik für Nervenkrankte, Dresden-A.,
Hübnerstr. No. 2. Gesunde, ruhige, vornehme
Lage. Erschöpfungszustände, Schlaflosigkeit,
Zwangsvorstellungen, Angstzustände, nervöse
Herz- und Magenstörungen, Migräne u. s. w.
Spezial-Behandlung **krampfkranker Kinder**
sowie reizbarer, schwer erziehbarer, schwach

Dresden
Radebeul.
Bilz

Sanatorium „Schloss Lössnitz“
Dresden-Radebeul.
3 Aerzte. Prospekte frei. Herrliche Lage
(„Sächs. Nizza“). Günstige Heilerfolge.

Sanatorium für
Hautkrankheiten und Kosmetik
Park gg. Palmengarten. Aerztliche Prospekte frei.
Leipzig. Dr. med. M. Jhle.

Schockethal bei
Cassel.
Hervorragende Kuranstalt für natürliche
Heilweise. Gr. Erfolg. Winterkuren. Prosp.
Tel. 851 Amt Cassel. Dr. Schaumlöffel.

Zur gefl. Beachtung!

Der heuligen Nummer ist ein Prospekt beigeheftet der im Verlage von Dr. Otto Eyster, Berlin SW. 68, erscheinenden Monatschrift:

„**Arena**“ Illustrierte Monatshefte für Modernes Leben.
Herausgegeben von **Rud. Presber**.

Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Vereinigung der Rechtsfreunde

für allgemeinen Rechtsschutz G. m. b. H.

Berlin N. 24, Oranienburgerstrasse 14, dicht am Hackeschen Markt und Bahnhof Börse.

Jurist. Leitung: Justizrat Scheda, Dr. jur. Moser.

Abt. I: Rechtssachen jeder Art, Klagen, Eingaben, Prozessvertretung etc.
Abt. II: Detektiv-Centrale: Beobachtungen, Ermittlungen, Creditauskünfte etc.
Abt. III: Incassi! Ausklagung u. Einziehung aussteh. Forderung. im In- u. Ausland.
Ununterbroch. Sprechzeit 8¹/₂-8, Sonntags 9-1. Grundgeb. 0,75, schriftl. 1,00 M. (Reisem

Restaurant Hundekehle im Grunewald

☛ Diners à 3,00 Mk. (Gut gepflegte Weine) ☛ täglich in der Wein-Abteilung in geschloss. Räumen.

Bier-Abteilung. Reichhaltige Speisen nach der Karte zu soliden Preisen. Original Pilsner — Weihenstephan — Berliner Hockbrauerei.

Vom Bahnhof Grunewald in 5 Min. zu erreichen. Von der Haltestelle der elektr. Bahn in 2 Minuten zu erreichen. Die Wege sind abends elektrisch beleuchtet

Hermann Otto, Hoflieferant

Hotel „Cecilie“ Wiesbaden

Erstklassigesthaus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater. Zimmer von Mk. 3.— an, mit Pension von Mk. 10.— an.



Waldemar Stahlknecht, Neuhaldensleben

Kunstkeram. Erzeugnisse

Bronce-Gefässe u. Blumenkübel (Terrakotta)

schiefergraue geschliff. Fonds ☉ Pol. plast. Goldornamente

Erhältlich i. d. Luxusgeschäften, wenn nicht auch direct.



Lassen Sie
doch
andere

Leute sich
ärgern



über
Qualm
Schmutz
und Rauch.
Schaffen Sie
sich ein trautes
Heim m. unseren

elektrischen
Zimmeröfen!

Kryptol-Gesellschaft
m. b. H.

Berlin N.,
Oranienburgerstrasse 65.

Preisliste 110 gratis und franko.

Spiele Sie in der Lotterief

Wenn ja, so haben wir Ihnen gratis eine hochwichtige Mitteilung zu machen, worüber Sie sicher erfreut sein werden. Postkarte genügt.
Wendels Verlag, Dresden. 30/57.

Tarragona Portwein Ia

in Korbt. (4¹/₂ Fl. Inh.) zu Mk. 5.70. Zu-
sendung frei u. auf m. Gefahr. Spezialität von
Cpt. C. Aug. Müller, Ratzburg (Lauenbg.)

Für Gesellschaften, Skat etc.!

Camphausen-
Tönnchen-Siphon



Füllung Mk. 3.— franco Haus.
F. & M. Camphausen, Berlin S. W.
Breslau, Hannover, Stettin.

Genannte Biere auch in 1/2, 1/4, 1/8 Literflaschen.

Wollen Sie etwas feines rauchen?

Dann empfehlen wir Ihnen

„Salem Aleikum“



Salem Aleikum. Wort und Bild deutl. vom Wortlaut dieser Aussage sind gesetzlich geschützt. Vor Nachahmungen wird gewarnt.

Zu haben in den
Cigarren-Geschäften.

Garantiert naturell-aromatische, rein türkische Cigarette.

Diese Cigarette wird nur lose, ohne Kork, ohne Goldmündstück verkauft.

Bei diesem Fabrikat sind Sie sicher, dass Sie Qualität, nicht Konfektion bezahlen.

Die Nummer auf der Cigarette deutet d. Preis an: Nr. 3 kostet 3 Pf., Nr. 4: 4 Pf., Nr. 5: 5 Pf., Nr. 6: 6 Pf., Nr. 8: 8 Pf., Nr. 10: 10 Pf.

Nur echt, wenn auf jeder Cigarette die volle Firma steht:

Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik
„YENIDZE“, Inh.: Hugo Zietz, Dresden.

Über 800 Arbeiter.

Dampf-Bade-Apparate

für den Hausgebrauch, vollkommen zusammenlegbar mit Einrichtung für Heissluftbäder. Heissluftbäder für einzelne Körperteile. Vibrations-Massage-Apparate. Kopf- und Gesichtsdampfbäder. Wellenbadschaukeln. Zusammenlegbare Zimmerbadewannen. Dampfdouchen. Kopfdouchen etc. etc. liefert in vorzüglicher Ausführung die Fabrik von **Z Sittig & Co., Berlin, Dorotheen-Strasse 43/44.** Prospekte gratis.



THIÉRY & SIGRAND

BERLIN W. 8,

Friedrichstr. 179 * Ecke Taubenstr.

Herren-Moden und Ausstattungen

fertig u. nach Maass * Eleganteste Ausführung

Letzte Neuheiten * Solide und feste Preise

FERNSPRECHER:
Amt 1, No. 1860.

23 FILIALEN

FERNSPRECHER:
Amt 1, No. 1860.

On parle français * English spoken * Si parla italiano

Роворятъ по русски